Die Rächernacht.

Eine Geschichte unserer Zeit.

Vom

Marquis v. Foudras.

Aus dem Französischen übertragen

von

Ludwig Fort.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Die Rächernacht.

I.

Die Pariser, welche im Sommer 1845 die Champs Elysées zu ihrem gewöhnlichen Spaziergange wählten, erinnern sich vielleicht noch, zuweilen dort eine hellblonde Dame von außerordentlicher und eigenthümlicher Schönheit gesehen zu haben. Wir glauben daher nicht zuviel zu sagen, wenn wir behaupten, daß diese Dame für Viele keine neue Bekanntschaft ist und daß mancher junge Mann von Staunen und Bewunderung ergriffen vor ihr stehen geblieben ist wie vor einem wundervollen Portrait von Leonardo da Vinci oder Raphael. Es dürfte sogar einige unter ihnen geben, welche von der schönen Unbekannten so bezaubert wurden, daß sie ihr bis an ihren Wagen — oder bis an die Thür des Hauses nachgingen, das sie in der Rue Neuve des Mathurins bewohnte; Einer oder der Andere hat vielleicht sogar die Indiscretion so weit getrieben, daß er sie mit weniger schüchternem Blicke betrachtet, ein

kleines parfumirtes Billet an sie geschrieben und endlich in das Heiligthum dieser mysteriösen Göttin eingedrungen ist.

Und sie hatte wirklich etwas Geheimnißvolles, denn sie war stets allein, schwarz gekleidet wie eine Witwe, und kam jeden Abend entweder zu Fuß oder in einer eleganten Equipage, um ihren einsamen Spaziergang in der rechten Seitenallee zu machen. Wenn das Wetter warm und der Himmel heiter war, konnte man mit Gewißheit darauf rechnen, sie zwischen sieben und acht Uhr auf einem der Stühle am Rande des Asphalttrottoirs zu finden.

Der träumerische Blick ihrer schmachtenden blauen Augen, die melancholische Haltung ihres schlanken Körpers würden hingereicht haben, um die Aufmerksamkeit der müßigen und immer ein wenig abenteuerlustigen Spaziergänger, zu erwecken; um aber die Aeußerungen der Bewunderung welche, bei ihrem Erscheinen laut wurden, hervorzurufen um die elegante männliche Jugend an sich zu ziehen, die auf den Trottoirs der französischen Hauptstadt die langweilige Zeit zu tödten versucht, dazu bedurfte es der eigenthümlichen Schönheit, des unbeschreiblichen Zaubers und der reizenden Anmuth ihrer Bewegungen, des jungfräulichen Ausdrucks ihrer Gesichtszüge, der zarten Fülle ihrer Körperformen des bescheidenen und zugleich gra=

ziösen Ganges, welcher Achtung gebot und dabei der Phantasie ein weites Feld zu allerhand Gedanken und Muthmaßungen offen ließ; es bedurfte endlich der scheuen Gluth ihres Blickes, welche durch die rosigen Augenlider gedämpft und wie halb verschleiert wurde, und eines Blickes der Alles hoffen ließ, ohne je etwas zu versprechen.

Dieses schöne Weib war zum ersten Male in den ersten Tagen des Augustmonats erschienen und ihr Erscheinen war für die gewöhnlichen Spaziergänger der Champs Elysées ein wirkliches Ereigniß gewesen. Die Frauen sahen sie mit ängstlicher Besorgniß kommen und gestanden sich im Stillen ihre wahrscheinliche Niederlage; die jungen Männer schaarten sich um sie, hatten nur für sie Blicke und Gedanken und wetteiferten mit einander, um der Erste zu sein, der sie sehen und sich ihr nähern konnte.

Die Unbekannte jedoch, welche die Ursache dieser plötzlichen Revolution in den einförmigen Gewohnheiten der täglichen Spaziergänger, der Zielpunkt dieser vielleicht schmeichelhaften, jedenfalls aber lästigen Aufmerksamkeit war, beobachtete ein so ruhiges und zurückhaltendes Benehmen, daß Niemand sich einen unschicklichen und selbst unehrerbietigen Schritt gegen sie erlaubt haben würde. Wenn die elegante Jugend ihr zuweilen ein glänzendes Gefolge lieferte, so wurde doch niemals der Respect aus den Augen gesetzt. Die junge

Dame nahm diese stummen Huldigungen hin, anscheinend ohne sie zu bemerken, oder äußerte sich der Eindruck ihrer reizenden Erscheinung zuweilen ein wenig zu auffallend, so senkte sie verschämt die Rosenblätter ihrer Lider über die wasserblauen Perlen ihrer Augen herab und schien sich in Gedanken zu vertiefen, um den indiscretesten Blicken zu entgehen.

War dieses Benehmen die natürliche Folge eines kindlichen Schamgefühls, einer spröden und wirklichen Tugend, oder nur das Resultat einer wohlberechneten Koketterie, eines vorgefaßten Planes? Darüber kann uns erst der Verlauf dieser Erzählung Aufschluß geben. Soviel ist jedoch gewiß, daß ihr sentimentales Wesen Jedermann ein wenig verdroß, weil man nicht daran gewöhnt war und man nur um so neugieriger wurde, je schwerer der Schleier des Geheimnisses gelüftet werden zu können schien.

Die Leute, welche jeden Abend den Staub der Champs Elysées einschlucken, sind zum großen Theile nichts weniger als blöde. Diese Promenade, welche in die Mode gekommen ist, seitdem sie mit Gas erleuchtet und mit einem breiten Asphalttrottoir versehen ist, gilt nicht als der gewöhnliche Sammelplatz der unzugänglichsten Schönen der Hauptstadt. Dank den unbestreitbaren Fortschritten der modernen Civilisation ist die Avenue der Champs Elysées, von den

Pferden von Marly bis zur Fontaine des Rundtheils gegenwärtig der glänzendste Sklavenmarkt von Europa und selbst von Asien, und ich glaube nicht, daß die berühmtesten Bazars des Orients sich mit ihm vergleichen können.

Hier sind Schönheiten zu jedem Preise zur Schau ausgestellt, Jedermann findet etwas nach seinem Geschmack, man hat eine reiche Auswahl von sanften Blicken, rosigen Lippen, weißen Zähnen, blonden uud schwarzen Haaren, reizenden Gesichtern voll schmachtenden und wollüstigen Ausdrucks.

Bald tragen die renommirten Schönen ihre eleganten Taillen unter der Pracht eines kostbaren Anzugs auf dem Trottoir zu Fuß zur Schau, bald zeigen sie die Wellenlinien ihrer vollkommenen Gestalten in wohleinstudirten Stellungen auf den schwellenden Kissen eines prächtigen Wagens. Alle sind hübsch, Alle sind graziös, pikant, mit Gold, Blumen und Juwelen geschmückt; aber sie kommen dem Unbesonnenen, der sich verlocken läßt, theuer zu stehen, und oft läuft man Gefahr, durch den glänzenden Außenschein getäuscht zu werden.

Die jungen Leute wissen dies und sind auf ihrer Hut. Da sie übrigens die bekannten Schönheiten oft genug betrachtet haben, geben sie die offizielle Musterschau gern auf und durchstöbern die auf den Stühlen

sitzenden Gruppen. Sie thun dies in der Hoffnung, hinter den gar oft beschädigten Waaren, die man ihnen in erster Reihe ausstellt, ein kostbares Stück von noch unbekanntem Werthe zu finden.

So wurde auch unsre unbekannte Blondine von einigen indiscreten und geräuschvollen jungen Männern entdeckt, welche eben sehr angelegentlich damit beschäftigt waren. ihr Vermögen durchzubringen. Es läßt sich denken, welchen Eindruck die anscheinende Sprödigkeit und Bescheidenheit dieser Dame auf ihre stets nach etwas Neuem lüsterne Phantasie machen mußte.

Am ersten Tage hielt man sie für eine prüde Kleinstädterin; am zweiten bemerkte man, daß sie für eine Kleinstädterin fast zu elegant und graziös war; am dritten war man der Meinung, daß sie, eine so schöne Frau, ziemlich schwermüthig sei; am vierten kam man auf die Idee, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nagen müsse, und noch waren keine vierzehn Tage vergangen, so sagten die Erfahrensten einem Jeden, der es hören wollte, daß ihnen nie eine raffinirtere und perfidere Kokette vorgekommen sei.

Ohne Zweifel waren die beiden jungen Männer, welche an einem schönen Augustabend die Belagerung der geheimnißvollen Citadelle unternahmen, ebenfalls dieser Meinung.

Als gute Taktiker bemächtigten sie sich zuvörderst

um jeden Preis der vortheilhaften Positionen; dann verengten sie nach und nach den Kreis ihrer Belagerungslinie und bedrängten die Festung bald so hart, daß nur noch zwei Fälle möglich waren: entweder sie kapitulirte, oder die Besatzung machte einen heftigen Ausfall.

Einer von den beiden Belagerern, der weniger kriegerisch gesinnt war als sein Waffengefährte, oder vielmehr die Wahrheit des Grundsatzes einsah, daß es in diesem Zweige der Kriegsführung besser ist, wenn man den Feind zu einer ehrenvollen Kapitulation bewegt, anstatt ihn hinter seine letzten Verschanzungen zurückzutreiben, wollte indessen den Weg gütlicher Unterhandlungen versuchen. Er ließ daher seinen Stuhl, der seine Positionen schon mehrfach verändert hatte, noch einen Schritt vorrücken und redete die junge Dame mit einem ächt diplomatischen Lächeln und dem möglichst ehrerbietigen Tone folgendermaßen an:

„Wollen Sie mir wohl erlauben, Madame, daß ich Ihnen einige Worte sage?“

Die junge Dame blieb vollkommen unbeweglich und antwortete nicht

Unser Parlamentäir glaubte, sie habe ihn nicht verstanden; er wiederholte daher seine Frage, und da sie keinen bessern Erfolg hatte als das erste Mal, hielt

er es für zweckmäßig, sich der Erlaubniß zu den betreffenden Mittheilungen zu entschlagen.

„Madame," fuhr er in dreistem Tone fort, „Ihre Schönheit hat mir den Kopf verrückt und ich möchte wohl wünschen, daß meine Worte auch Ihnen den Ihrigen verrückten."

Diese ziemlich impertinente Phrase war laut genug ausgesprochen worden, daß selbst die Umstehenden sie hören konnten; demohngeachtet aber schwieg die attakirte Festung und verharrte in ihrem Zustande beunruhigend er Unbeweglichkeit.

„Auf Ehre, diese Dame muß die Witwe des Harpokrates sein," sagte der Parlamentäir zu seinem Freunde, der nur ein sehr geringes Interesse an dieser Scene zu nehmen schien.

Nichts verdrießt einen unternehmenden Mann mehr als hartnäckiges Stillschweigen der Dame, die er anredet. Wird die eine Dame ungehalten und der Mann ist artig und besitzt nur ein klein wenig feine Bildung, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß er den Sieg davon trägt; schweigt sie aber, so wird der Strom seiner Beredsamkeit bald versiegen und auf das Feuer der ersten Angriffe Entmuthigung folgen.

Wir rathen den rechtschaffenen Frauen das unverbrüchlichste Stillschweigen, so oft sie auf eine so impertinente Weise angeredet werden, die Angeredete müßte

denn ungewöhnlich viel Geist besitzen oder der Mann seine Dreistigkeit bis zur Rohheit treiben, in welchem Falle immer ein Polizeiagent oder ein anständiger Mann in der Nähe sein wird, welche bereit sind, sich ihrer anzunehmen.

Die blonde Unbekannte, welche von den beiden zwar sehr anständig scheinenden, aber gewiß ziemlich dreisten jungen Männern angeredet worden war, schwieg nicht deshalb, weil es ihr an der nöthigen feinen Bildung fehlte, sondern gerade weil sie diese im hohen Maße besaß.

„Madame," begann unser Diplomat in spe jetzt zum dritten Maale, aber in einem Tone, welcher nicht ganz frei von Gereiztheit war; „ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, welchen Eindruck Ihre Reize auf mich machen. Wollen Sie nicht die Güte haben, mir zu antworten, oder nur mich anzusehen?"

Die junge Dame senkte den Blick zu Boden und bewegte heftig ihren Sonnenschirm, blieb aber noch immer stumm wie bisher. Der Belagerer war nahe daran, sich von seinem Unwillen hinreißen zu lassen, besaß aber glücklicher Weise noch Selbstbeherrschung genug, um an sich zu halten.

„Sie ist taubstumm," sagte er seinem Freunde leise in's Ohr. „Ich will jetzt noch einen Versuch machen und eine förmliche Rede an sie halten; giebt

sie auch dann noch kein Lebenszeichen von sich, so muß sie einen organischen Fehler haben. „Wie?“ sprach er hierauf wieder zu der Unbekannten, „Sie sind schön, Sie besitzen unvergleichliche, unwiderstehliche Reize, ein Paar Augen, die einen Engel zu Falle bringen können und Sie würdigen Die, welche Sie lieben und deren Ruhe Sie zerstört haben, keines Wortes, keines Blickes? Ist das recht? ist das menschenfreundlich? Aber nein, Ihr Mund ist zu schön, als daß er stumm bleiben könnte, Ihre Augen strahlen zu hell, um nicht freundlich blicken zu können, Ihre ganze Person ist zu vollkommen, als daß Ihr Herz unvollkommen sein könnte!“

Der Redner schwieg und erwartete die Wirkung seiner Tirade. Aber vergebens; die Unbekannte blieb stumm und kalt, und ihre Hand spielte fortwährend mit dem weißen Sonnenschirme, dessen elfenbeinerner Griff eine Schlange darstellte, die sich um einen Myrtenzweig wand.

„Ich glaube jetzt wirklich, daß sie uns zum Besten hat,“ sagte der junge Redner zu seinem Freunde.

„Was?“ entgegnete dieser; „Dich, Gustav, das ist möglich.“

„Was soll ich noch anfangen, um sie aus ihrer Lethargie zu reißen?“

„Küsse sie!“

Unser dreister Dandy würde diesen kühnen Rath gewiß befolgt haben, wenn er sich in einer minder zahlreichen Gesellschaft befunden hätte. Aber um diese Zeit waren die Spaziergänger am zahlreichsten und der Skandal würde zu viele Zeugen gehabt haben.

Eine junge Dame läßt sich ohne Erlaubniß nicht ungestraft umarmen, selbst wenn der Betreffende ein angenehmes Aeußere, ein feuriges Herz und fünfundzwanzig Sommer hat. In den Augen des Gesetzes ist ein geraubter Kuß so gut eine Beleidigung wie ein Schlag in's Gesicht. Der junge Mann bedachte dies und fand, daß das Gesetz und Die, welche es ausüben, eine unglaubliche Inconsequenz besäßen. Er hielt es indessen nicht für rathsam, anders als in Gedanken gegen diese seiner Meinung nach schreiende Verletzung der Logik zu protestiren.

Wenn er sich aber auch noch nicht zum Sturme entschloß, so hielt er sich doch noch keineswegs für geschlagen, und anstatt die Belagerung aufzuheben, zog er seine Truppen auf's Neue zusammen, und knüpfte die abgebrochenen Unterhandlungen wieder an.

„Sie würdigen mich keiner Antwort,“ hob er wieder an, „und verwenden keinen Blick von der hübschen Elfenbeinschlange, die Sie ausnehmend zu interessiren scheint; aber Sie haben wenigstens die Gewogenheit, daß Se mich anhören, und schon dafür bin ich Ihnen

dankbar. Stillschweigen ist so gut wie Einwilligung, und Sie werden mir daher erlauben, daß ich in meinen Mittheilungen fortfahre und bis zum Ursprunge meiner Liebe zurückkehre. Diese schreibt sich von ungefähr acht Tagen her; Sie saßen damals auch wo Sie jetzt sitzen. Die langen Locken Ihrer blonden Haare quollen mit Ungeduld unter dem leichten Netze eines schwarzen Spitzenhutes hervor. Ihr außerordentlich eleganter, aber ernster Anzug war wie heute ein Traueranzug. Sie sind wahrscheinlich Witwe? Obgleich Sie meine Zweifel über diese Frage nicht zerstreuen wollen, kann ich doch jedenfalls soviel behaupten, daß Sie an jenem Tage reizend waren, und ich weiß nicht, ob ich Sie in den seidenen Falten des himmelblauen Kleides, das Sie heute tragen, mehr bewundern soll, als in der kostbaren Gazemantille, die Sie gestern umhüllte, oder in dem dunklen Kreppschleier, den Sie an dem Abende trugen, an welchem Ihre gefährliche Schönheit meine Augen blendete und... mein Herz bezauberte. Wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich Ihnen sagen, daß ich jeden Tag neue Reize an Ihnen entdecke und ich wünschte um meiner Seelenruhe willen sehr, daß Ihr Herz dem Beispiele Ihres Aeußeren folgte, sollte es auch den Tag darauf, nachdem es sich meiner erbarmt hat, abermals sich verwandeln. Sie haben beim ersten Anblicke einen so lebhaften Eindruck auf mich

gemacht, daß ich Sie sogleich liebte und sich Ihr Bild für die Ewigkeit in mein Herz einprägte. Am folgenden Tage kam ich mit meinem Freunde, diesem jungen Manne, wieder hierher.“

Bei diesen Worten zeigte der Sprecher auf seinen Begleiter und setzte in dem ceremoniösen Tone eines Engländers hinzu:

„Ich habe die Ehre, Madame, Ihnen den Vicomte Ernst von Solanges vorzustellen ...“

Er hielt inne, denn die Unbekannte hatte plötzlich den Kopf erhoben und richtete nun mit einem sonderbaren Ausdruck den Blick auf das Gesicht des jungen Mannes, der ihr auf so burleske Weise vorgestellt worden war.

Obgleich dieser nicht älter als sein Freund zu sein schien, so war doch seine ganze äußere Erscheinung viel ernster und gesetzter. Die Scene, in der ihn sein Begleiter eine quasikomische Rolle spielen ließ, begann ihm nachgerade unangenehm zu werden. Er zuckte mit den Achseln ein wenig und ein kaum merkliches Lächeln spielte um seine Lippen.

So geduldig und gleichgiltig sich die schöne Unbekannte bisher gezeigt hatte, so verlegen und aufgeregt schien sie jetzt zu sein, während sie den Blick fast scheu und ängstlich auf Solanges richtete.

Der andre junge Mann hatte mit Erstaunen die plötzliche Umwandlung in ihrem Verhalten bemerkt.

Höchlich verwundert darüber, daß der bloße Name seines Freundes eine größere Wirkung hervorgebracht hatte als die schönsten Blüthen seiner Beredsamkeit, vergaß er die Fortsetzung seiner Rede und verharrte in einem erwartungsvollen Stillschweigen, indem er hoffte, daß sich die Zunge der schönen Unbekannten endlich lösen werde.

Seine Hoffnung aber wurde vereitelt. Die junge Dame stand lebhaft auf, stieg in ihren Wagen, der in einiger Entfernung hielt, und fuhr im scharfen Trabe nach der Stadt zurück.

„Du kennst sie wohl?“ fragte nun der ganz bestürzte junge Mann seinen Freund.

„Nein,“ antwortete Ernst, „ich habe sie noch nie gesehen.“

„Dann muß sie wenigstens Dich kennen.“

„Das ist wohl möglich.“

„Aber ebenfalls sehr sonderbar.“

Gustav wurde nachdenkend.

„Die beiden Freunde gingen in den Circus, sprachen aber den ganzen Abend kein Wort mehr von der Unbekannten. Gustav war jedoch beständig in auffallender Zerstreuung, welche der Anblick des Schauspiels nicht verscheuchen konnte.

II.

Gustav von Sauvigny — so hieß der junge Mann, den wir ohne Erfolg die uneinnehmbare Citadelle, deren Name uns noch unbekannt ist, haben belagern sehen — war nicht der Mann, der einen Feldzug schon im Anfange so leicht wieder hätte aufgeben können. Er beschloß, noch einen Versuch zu machen, diesmal aber die Sache geschickter anzufangen. Wir können jedoch deshalb nicht sagen, daß er in die schöne Unbekannte verliebt war, denn er besaß den leichten, flatterhaften Sinn der jungen Männer unsrer Zeit. Er war wohl fähig, oft ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, nicht aber, sich lange fesseln zu lassen. Sein Herz schwebte beständig zwischen einer erlöschenden und einer neu entstehenden Liebe.

Um indessen der Wahrheit treu zu bleiben, müssen wir sagen, daß seine Neugierde in hohem Grade gereizt war. Er besaß einen hinreichend erfahrenen Blick, um auf der Stelle erkannt zu haben, was er

von der Verschlossenheit der jungen Dame zu halten hatte; schon seine Eitelkeit trieb ihn daher an, sein Abenteuer bis zu Ende durchzuführen, selbst wenn die Neugierde dazu nicht stark genug gewesen wäre. Die Verlegenheit aber, welche die Unbekannte an den Tag gelegt, als sie den Namen Solanges aussprechen hörte, und die Aufmerksamkeit, mit der sie Ernst betrachtet hatte, verriethen ein Geheimniß, welches er um jeden Preis ergründen wollte. Er gehorchte daher drei mächtigen Triebfedern: der Neugierde, der Eitelkeit und der Hoffnung auf eine hübsche Eroberung, als er sich entschloß, seinen Angriff zu wiederholen; es kam nur darauf an, daß er ein kluges und unfehlbares Mittel zum Siege fand.

Schon seit drei Stunden lag er im Bett, und noch hatte er kein solches gefunden. Vergebens strengte er seine ganze Einbildungskraft an und wendete sich von einer Seite auf die andre, es wollte ihm nichts beifallen.

Plötzlich sprang er von seinem Lager empor, schlug sich vor die Stirn und rief aus:

„Ich hab's!“

Dannl öschte er die Lampe aus und schlief sogleich ein.

Es war schon elf Uhr, und er schlief noch, als er

durch eine Hand, die ihm auf die Schulter klopfte, geweckt wurde.

Sein Freund Ernst von Solanges stand vor ihm.

Gustav rieb sich die Augen, hustete, räusperte sich und sprang aus dem Bett.

„Lieber Freund,“ sagte er hastig, ohne Ernst Zeit zu der Frage zu lassen, wie er geschlafen habe, „Du sollst mir heute einen wichtigen Dienst leisten. Ich bin entschieden verliebt in unsre schöne Blondine.“

„Glaubst Du!“ versetzte Ernst mit einem ungläubigen Lächeln.

„Ganz gewiß; wundert es Dich?“

„Ja wohl.“

„Wie? ist sie etwa nicht schön genug dazu?“

„Im Gegentheil, ich finde sie zu schön.“

„Das ist ein vortrefflicher Fehler, über den sich gewiß noch nie ein Verliebter beklagt hat. Ich gestehe, daß sie mir außerordentlich gefällt.“

„Mag sein; aber wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich Dir sagen, daß ich sie nicht für würdig halte geliebt zu werden. Ich habe sie mir gestern genau angesehen und sie kommt mir vor wie eine Schlange. Ihr blaues Auge ist starr und kalt wie eine Dolchklinge, und ich dachte im Stillen, daß die dunklen Wellen

ihrer Spitzenmantille vielleicht die eisigen Schuppen des Reptils verbergen."

„Oho! Du machst mir ordentlich bange, mein Lieber! Aber gleichviel, sollte die Schlange, nachdem ich sie am Busen erwärmt, mich beißen wollen, dann .. ich kenne meinen La Fontaine auswendig. Also ich rechne diesen Abend wieder auf Deine Begleitung nach den Champs Elysées."

„Und dann?"

„Dann sollst Du Deinen Platz in einiger Entfernung von dem ihrigen wählen und dafür sorgen, daß sie Dich bemerkt."

„Ganz gut; aber Du?"

„Ich werde mich auf der andern Seite der Allee in einem Nebengange auf die Lauer stellen."

„Das ist Alles?"

„Ja; um das Weitere brauchst Du Dich nicht zu kümmern."

Ernst von Solanges besaß ein edles Herz, das stets bereit war, seinen Freunden zu dienen. Gustavs Freundschaft war vielleicht wärmer und lebhafter; Ernst aber war einer so aufopfernden Hingebung fähig, daß es sich schwer hätte bestimmen lassen, welcher von den beiden Freunden als solcher den Vorzug verdiente.

Der Abend kam und die schöne Unbekannte erschien auf dem gewöhnlichen Spaziergange. Unsere beiden jungen Männer waren schon auf ihren Posten:

Ernst in der Mitte der auf Stühlen Sitzenden, Gustav in der bezeichneten Seitenallee.

Als die junge Dame Ernst von Solanges bemerkte, entfärbte sich ihr Gesicht. Sie war unschlüssig, ob sie auf einem Stuhle Platz nehmen solle, und that es erst dann, als sie sich überzeugt hatte, daß der Ueberlästige vom vorigen Abend nicht bei seinem Freunde war.

Jetzt bemühte sie sich, ihre ruhige Haltung und ihr schwermüthiges Lächeln anzunehmen; aber ein peinlicher Gedanke grub von Zeit zu Zeit eine leichte Falte auf ihre marmorglatte, reine Stirn. Zuweilen zogen sich sogar ihre Lippen krampfhaft zusammen und ihr scheuer Blick wendete sich von Ernst auf eine reizende Gruppe, welche auch die Aufmerksamkeit des Letzteren zu fesseln schien.

Diese Gruppe bestand aus drei Personen: einem noch jungen Manne mit ernsten, scharf markirten Gesichtszügen, einer schönen Frau von einigen zwanzig Jahren von sanftem und freundlichem Aussehen, und einem allerliebsten munteren vier- bis fünfjährigen Knaben, dessen dunkle Augen einen schwärmerischen Ausdruck hatten, wie die seiner Mutter.

Der Knabe lehnte am Knie seines Vaters und spielte mit einem großen neufoundländer Hunde.

Ernst war nicht der Einzige, dessen Aufmerksamkeit die so reizende Familiengruppe auf sich gezogen hatte;

jedenfalls aber betrachtete er sie mit lebhafterem Interesse als irgend ein Anderer.

Es schien übrigens, als ob seine anhaltende Aufmerksamkeit der jungen Mutter nicht entgangen wäre, denn sie warf zuweilen einen schüchternen Blick auf ihn, sah aber dann sogleich wieder ihren Sohn an und drückte ihn mit einer convulsivischen Heftigkeit an sich, als ob sie dadurch einen peinlichen Gedanken verscheuchen wollte.

Gustav befand sich während dem auf seinem Beobachterposten und ging mit großen Schritten in der von der Mode verschmähten Seitenallee auf und ab.

Als die schöne Unbekannte ankam, war er einen Augenblick stehen geblieben und hatte mit unverkennbarem Vergnügen gesehen, daß sie ihrem Kutscher befahl, auf dem gewöhnlichen Platze dicht am rechten Trottoir zu halten.

Gustav war, wie man schon bemerkt haben wird, sehr neugierig und folglich ein guter Beobachter, denn die Beobachtung ist eigentlich nichts als die angewendete Neugierde, und die Wissenschaft verdankt diesem Erbfehler unsrer Natur mehr Entdeckungen als dem wirklichen Wunsche, der Menschheit nützlich zu werden.

So hatte Gustav schon an den vorhergehenden Abenden bemerkt, daß die schöne Blondine, wenn sie zu Wagen kam, diesen in einiger Entfernung von dem Orte, wo sie sich niedersetzte, halten ließ, und daß der

Kutscher im Vertrauen auf die Frömmigkeit seiner Pferde gewöhnlich auf seinem Sitze schlief, ein Umstand, welcher dem erfahrenen Gustav verrieth, daß die Equipage einem Lohnkutscher gehörte und auf den Monat gemiethet war.

Als Sauvigny glaubte, daß die Gedanken der schönen Unbekannten ganz mit Ernst beschäftigt seien und der Kutscher in tiefen Schlaf versunken schien, verließ er vorsichtig seinen Beobachterposten und ging über die Chaussee an den Wagen. Ein harmonisches Geräusch schlug an sein Ohr und bestärkte ihn in der Vermuthung, daß der Kutscher keinem guten Hause angehöre.

Gustav stand so, daß der Wagen ihn dem Blicke der jungen Dame verbarg; es war daher nicht möglich daß sie ihn sah, selbst wenn sie sich umgewendet hätte. Leise öffnete er die linke Thür, sprang in den Wagen und verschloß sie dann eben so vorsichtig wieder.

Der Wagen hatte kaum ein wenig auf seinen Federn geschwankt und der Kutscher war nicht erwacht.

Gustav streckte sich in die weichen Kissen, stellte seinen Hut neben sich und drückte sich in eine Ecke, damit er von den Vorübergehenden nicht gesehen werden konnte

Inzwischen begann es dunkel zu werden und die

Zeit kam heran, wo die Spaziergänger sich nach und nach entfernten.

Es war jetzt eine kleine Veränderung in der Stellung der Personen eingetreten, von denen wir oben gesprochen haben. Der Knabe war umhergesprungen und dabei auch in die Nähe der blonden Unbekannten gekommen. Er hatte bald Bekanntschaft mit ihr gemacht und eine hübsche Schachtel voll Bonbons von ihr bekommen, die er hoch erfreut seiner Mutter zeigte.

Diese dankte der fremden Dame durch eine Neigung des Kopfes, die sie mit einem freundlichen Lächeln begleitete. Durch nichts werden leichter Bekanntschaften angeknüpft als durch die Vermittelung der Kinder. Der Vater nahm seinen Sohn bei der Hand und führte ihn zu der trauernden Dame.

„Danke Madame, Eduard,“ sagte er, nachdem er ihr eine artige Verbeugung gemacht hatte, „und zeige ihr, daß Du ein galanter Cavalier bist.“

Der Knabe ergriff schüchtern die Hand der jungen Frau und küßte sie ehrerbietig mit einer Galanterie, die eines Höflings aus den Zeiten Ludwigs XIV. würdig gewesen wäre. Die Unbekannte zog ihn an sich und küßte ihn auf die blühenden Wangen.

„Wie glücklich sind Sie, mein Herr,“ sagte sie mit einen wehmüthigen Ausdrucke, „daß Sie eineu solchen Schatz besitzen!“

„Ein solcher Schatz, Madame, ist nicht immer so beglückend als Sie zu glauben scheinen; der vermeintliche Engel ist zuweilen ein kleiner Teufel.“

„Aus Knaben, welche kleine Teufel sind, werden gewöhnlich tapfre Männer, und ich sehe es diesem an, daß er mit der Zeit eben so muthig werden wird als er schon jetzt galant ist. Sag', Eduard, willst Du mein Cavalier werden?“

„Ja, Madame,“ antwortete der Knabe mit seiner unbefangenen Silberstimme.

„Und mir zuweilen Deine Aufwartung machen?“

„Ja, Madame.“

„Sie werden es ihm erlauben, nicht wahr, mein Herr?“

„Sehr gern, Madame, und er wird gewiß Ihre freundliche Einladung nicht vergessen; ich fürchte nur, daß er Ihre Güte bald mißbrauchen wird.“

„Wirklich? das würde mich um so mehr freuen?“

„Eine solche Erlaubniß könnte Bedauern erwecken, daß man nicht mehr in seinem Alter ist!“

Die junge Dame erwiderte diese Schmeichelei mit einem äußerst liebenswürdigen Lächeln, worauf der Vater sich mit seinem Sohne wieder entfernte.

Es war inzwischen fast völlig dunkel geworden und die Reihen der Spaziergänger hatten sich schon bedeutend gelichtet. Die schwarzgekleidete Dame stand

auf und ging auf ihren Wagen zu. Da es dunkel war, bemerkte sie nicht sogleich, daß schon Jemand in ihrem Wagen saß, und sie sah Gustav erst, als der Kutscher die Thür verschließen wollte.

Sie stieß einen leisen Schrei aus, faßte sich aber sogleich wieder und fragte den unberufenen Gast:

„Wer sind Sie, mein Herr, und wer hat Ihnen die Erlaubniß gegeben?“

„Ich bin der, welcher Sie liebt und es Ihnen gestern gesagt hat,“ antwortete Gustav, indem er der schönen Blondine galant die Hand reichte, um sie vollends in den Wagen zu ziehen.

„Ich habe mir erlaubt, hier einzusteigen, um Ihren gütigen Bescheid zu erwarten. Bitte, nehmen Sie Platz ... wir können viel bequemer mit einander sprechen, wenn wir Beide sitzen.“

„Aber, mein Herr!“ rief die Unbekannte in aufgebrachtem Tone, schien sich aber plötzlich eines Andern zu besinnen, denn sie setzte sogleich hinzu:

„Nun gut, ich will meinem Kutscher nur die nöthigen Befehle geben.“

Gustav lachte sich in's Fäustchen. Es kam Alles so wie er es vorausgesehen hatte. Die junge Dame hatte in der Bestürzung nicht um Hilfe zu rufen gewagt und der zerknirschte Kutscher erhielt wahrscheinlich

eine derbe Zurechtweisung wegen seines unzeitigen Schlafes.

„Ich habe sie endlich," dachte der verwegene Anbeter; „jetzt kann sie mir nicht mehr entgehen."

Während er diese Betrachtungen anstellte und die Zurückkunft seiner Schönen erwartete, wurde die offengeblieben Wagenthür plötzlich mit Heftigkeit zugeschlagen, die Pferde jegten in Galopp fort und die schöne Blondine blieb auf dem Trottoir zurück, wo sie der Equipage mit einem schadenfrohen Lächeln bis zum Rundtheile nachsah.

Umsonst rief Gustav fluchend dem Kutscher zu, er sollte anhalten; die Pferde galoppirten weiter, und erst als sie die Porte Maillot im Rücken hatten und sich mitten im Bois de Boulogne befanden, fingen sie an langsamer zu gehen. Jetzt aber war es zu spät, um noch aus dem Wagen zu springen, und vorher würde ein solcher Versuch Tollkühnheit gewesen sein. Er ergab sich demnach darein, seine gezwungene Spazierfahrt fortzusetzen und geduldig zu warten, bis er wieder an dem Orte ankam, von dem er ausgefahren war.

Nachdem der Kutscher eine Meile im Gehölz umhergefahren war, lenkte er nach Madrid*) ein, und

---

*) Eine Restauration im Gehölz von Boulogne.

Der Uebersetzer.

zwar in Schritt. Jetzt stieg ein Gedanke in Gustav auf.

„Wir wollen doch sehen," sagte er zu sich selbst, „ob ich endlich frei bin."

Er lehnte sich hierauf aus dem Wagen und rief dem Kutscher zu, er sollte bei Madrid anhalten.

Der Wagen stand sogleich still.

„Gut," dachte Gustav, „wie es scheint, soll ich erlös't werden. Jetzt wollen wir einmal versuchen, ob etwas aus dem Kutscher zu bringen ist. — Warum seid Ihr plötzlich so rasch fortgefahren?" fragte er diesen.

„Meine Pferde gingen durch."

„Ja, auf Befehl Eurer Herrin."

„Da Sie es wissen, will ich es nicht leugnen."

„Wie heißt Eure Herrin?"

„Ich weiß es nicht."

„Das thut mir um Euretwillen leid, denn hättet Ihr es gewußt, so würden einige Louisd'ors, die sich in meiner Westentasche befinden, auf der Stelle in die Eurige gewandert sein. Wem gehört diese Equipage?"

„Auch dies darf ich nicht sagen."

„Ueberlegt Euch die Sache, ich will Euch ein Glas Madeira herausschicken, das Euer Gedächtniß unterstützen wird, während ich nachsehe, ob ich vielleicht einige Bekannte finde."

„Ich bin ganz zu Ihren Befehlen."

„Ja," brummte Gustav, „um mich eine Stunde lang gegen meinen Willen spazieren zn fahren!"

Gustav ließ sich durch den treuherzigen Ton, den der Kutscher angenommen hatte, nicht irre machen und sah sich mehrere Male argwöhnisch um, ehe er in die Restauration trat. Kaum aber hatte er die Thür geöffnet, so fuhr die Equipage wirklich abermals im gestreckten Galopp fort, wie vor Einer Stunde von den Champs Elysées.

Auch diesmal wieder rief und schalt Gustav vergebens, der Wagen verschwand bald im Dunkel des Abends und es blieb dem jungen Manne nichts Anderes übrig, als daß er im Wagen eines Freundes nach der Stadt zurückfuhr.

An dem Orte, von dem er vor Einer Stunde ausgefahren war, ließ er sich absetzen. Die Unbekannte hatte ihn, wie sich leicht denken läßt, nicht erwartet und die Hauptallee war völlig menschenleer. Völlig ist jedoch zu viel gesagt, denn e i n e n Schatten warf das Gaslicht noch auf den Sand; es war der Schatten eines Mannes, der unbeweglich unter einer der hundertjährigen Ulmen saß, welche Colbert gepflanzt hat. Beim Vorübergehen warf Gustav einen flüchtigen Blick auf die Gestalt und erkannte seinen Freund Ernst von Solanges. Dieser war so in Gedanken vertieft, daß er ihn nicht hatte herankommen hören.

„Nun?“ redete Gustav ihn an, „Du bist noch hier?“

„Du bist's, Gustav?“ erwiderte Ernst, „ich glaubte Dich weit entfernt von hier.“

Die beiden jungen Leute drückten einander die Hand und sahen sich gegenseitig eine Weile mit Erstaunen an. Der gewöhnlich so heitere Gustav machte ein trübseliges Gesicht und aus Ernst's Zügen sprach ein heftiger moralischer Schmerz.

„Was fehlt Dir?“ fragten sie einander endlich zu gleicher Zeit.

„Mir fehlt nichts,“ antwortete Gustav mit einer Verlegenheit, die er zu verbergen sich bemühte. „Meine Schöne ist mir abermals entwischt, das ist Alles.“

„Ich beneide Dich darum, lieber Freund, daß Du solche Dinge so leicht nehmen kannst!“

Der Seufzer, mit dem Solanges diese Worte begleitete, war sehr bedeutungsvoll.

„Was ist denn geschehen?“ fragte Gustav, der sich freuete, die Aufmerksamkeit seines Freundes von seinem eignen Mißgeschick ablenken zu können.

„Ich habe Mathilden wiedergesehen,“ antwortete Ernst, indem er ihm mit Ungestüm die Hand drückte.

„Und deshalb bist Du so betrübt?“

„Ja, mein Theurer, denn sie war nicht allein.“

„Wahrscheinlich in Begleitung ihres Vaters?“

„Nein, sondern ihres Gatten.“

„Darüber kannst Du Dich doch nicht wundern, da sie verheirathet ist?“

„Dies ist wohl wahr, lieber Freund, aber ich hoffte sie im Laufe der verflossenen fünf Jahre so ziemlich vergessen zu haben, und als ich sie vorhin auf einem Stuhle sitzen und mit den blonden Locken ihres Knaben spielen sah, wurde ich von einer sonderbaren schmerzlichen Bewegung ergriffen, und es war mir, als ob meine Liebe mit der nämlichen Stärke wie sonst wieder erwachte. Ich liebe sie noch zu sehr, Gustav; ich muß Paris verlassen.“

„Wohin willst Du denn gehen?“

„Das weiß ich noch nicht. Ich habe zwar während des vierjährigen Exils, das ich mir selbst auferlegt, fast alle Continente besucht, aber es giebt noch genug Städte und Länder, die ich nicht gesehen habe und wenn ich hier bleibe und sie wiedersehe, habe ich dann vielleicht nicht mehr die Kraft, um mich zu entfernen.“

„Aber auf einige Tage wird es Dir doch nicht ankommen.“

„Ich warte nicht einen Augenblick länger als nöthig ist, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Was auch Deine Freundschaft ersinnen könnte, um mich zu-

rückzuhalten, es würde vergebens sein. Ich muß so bald als möglich abreisen, ich muß, sage ich Dir.“

Gustav machte keine Einwendungen weiter, denn er kannte den festen Willen seines Freundes, und Beide kehrten in gedankenvoller Stimmung nach der Stadt zurück.

III.

Die junge Frau, welche Ernst von Solanges mit dem Namen Mathilde bezeichnet hatte, saß am folgenden Tage sinnend in ihrem Boudoir. Ihre gerötheten und trüben Augen verriethen eine durchwachte Nacht; vielleicht hatte sie sogar geweint. Sie arbeitete zerstreut an einer Stickerei, die sie gewiß hundertmal bei Seite geworfen und wieder zur Hand genommen hatte. Zu ihren Füßen saß der hübsche Knabe, den wir am vorigen Abend mit der blonden Unbekannten haben spielen sehen, und er warf sich zuweilen in die Arme seiner Mutter, die ihn mit stürmischer Zärtlichkeit an sich drückte. Hin und wieder glänzte auch eine Thräne in den Augen der jungen Frau und rollte wie eine Perle über ihre bleichen Wangen. Dann schüttelte sie immer lebhaft den Kopf, um ihrem Söhnchen diese zu sprechenden Zeichen eines geheimen Kummers zu verbergen.

Was war die Ursache dieser verborgenen Thränen und dieser schmerzlichen Seufzer, die sie durch Aeuße-

rungen ihrer Mutterliebe unterdrücken mußte? Um dies zu erklären, müssen wir in die Vergangenheit zurückkehren und Ereignisse erzählen, die sich fünf Jahre vor der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, zugetragen haben.

Fräulein Mathilde von Rouvray war in ihrem achtzehnten Jahre das reizendste Mädchen, das sich denken läßt. Ihre zugleich feurigen und sanften großen schwarzen Augen, ihre eleganten und graziösen Körperformen, ihre schlanke und doch volle Taille, ihr gewinnendes Lächeln, ihre edlen Gesichtszüge, ihr sanfter Character, ihre feine Bildung, ihre glockenreine Stimme, kurz Alles an ihr, selbst eine gewisse krankhafte Schüchternheit, war geeignet, um ihr sogleich Aller Herzen zu gewinnen und die reinsten und zärtlichsten Gefühle zu erwecken. Sie war daher in der Gegend, die ihr Vater bewohnte, auf zwanzig Lieues in der Runde ohne Widerrede die Königin der Schönheit.

Herr von Rouvray hatte nach der Rückkehr der Emigranten ein Jagdschloß bezogen, welches in der Nähe von Aumale, zwischen der Picardie und Normandie lag. Hier lebte er sehr eingezogen von den Trümmern seines Vermögens, das früher sehr bedeutend gewesen war, das aber die Stürme der ersten Revolution zum größten Theile verschlungen hatten. Er unterhielt keinen Verkehr mit seinen Gutsnachbarn, außer mit der Fa-

milie von Solanges, deren prächtiges modernes Schloß, das sich auf der andern Seite des Thales erhob, mit seinem Luxus und seinen herrlichen Parkanlagen geringschätzend auf das kleine Schloß Longpré mit seinem bescheidenen Garten herabzusehen schien.

Wohl seufzte er zuweilen, wenn er die Augen erhob und auf dem Gipfel der Anhöhe das schöne Schloß Neuvillette betrachtete, das auf den Ruinen der alten Stammburg seiner Familie erbaut war. Dort war er einige Tage vor den ersten Stürmen der Revolution geboren, dort waren die ersten Jahre seiner Kindheit verstrichen. Er hatte diese neuen Mauern erbauen, er hatte diese Bäume pflanzen sehen, er hatte auf diesen Wiesen gespielt, hatte sich in diesen Wäldern getummelt und unter den hundertjährigen Linden geschlafen, und jetzt gehörte ihm kein Zollbreit von diesem Grund und Boden, kein Stein von diesen Mauern, kein Blatt von diesen Bäumen mehr. Demohngeachtet hatte der Anblick etwas Wohlthuendes für ihn und der Reiz der Erinnerungen linderte das schmetzliche Bedauern über den Verlust. Da er zu arm war, um den Sitz seiner Ahnen wieder käuflich an sich zu bringen, hatte er wenigstens die Aussicht auf denselben behalten wollen, ein Genuß, den keine Revolution ihm entreißen konnte. Aber auch dieser bescheidene Genuß wurde eine Quelle von Kummer für ihn, wenn er die weiße Gestalt seiner

Tochter wie ein Nebelbild durch die Laubgänge dahinschweben sah. Er konnte sich eines Gefühls von neidischem Schmerze nicht erwehren, wenn er bedachte, daß Mathilde einst keine andere Aussteuer erhalten sollte, als ihre Unschuld und ihre Schönheit.

Dies war zwar schon sehr viel, aber doch nicht genug in einer Zeit, wo das Gold gesuchter ist als die schönsten Augen der Welt und wo selbst die Tugend gegen den Köder des Mammons nicht siegreich zu kämpfen vermag.

Diese Erinnerungen und dieser Kummer verbunden mit dem Schmerze, den ihm der Tod seiner Gattin, einer edlen Frau, welche das sprechende Ebenbild der Familienportraits, des Stolzes der alten Ritterburgen war, verursacht, hatte die Gemüthsstimmung des wackern Greises ein wenig verbittert. Seine Tochter verstand es so gut, durch einen freundlichen Blick und durch ein sanftes Lächeln seine Regungen von Groll zu verscheuchen, daß bis jetzt noch Niemand die Veränderung bemerkt hatte, welche nach und nach mit dem Character dieses früher so ehrwürdigen und in sein Schicksal ergebenen Mannes vorging.

Mathilde erkannte indessen, je älter sie wurde, diese Veränderung an ihrem Vater immer besser und sie war nicht außer Sorge deshalb. Die Ursache derselben lag hauptsächlich darin, daß Herr von Rouvray mit Angst

der Zeit entgegensah, wo er ernstlich daran denken mußte, die Zukunft seines geliebten Kindes zu sichern.

Es waren schon viele Bewerber um ihre Hand aufgetreten, von denen einige reich, andere arm, aber desto angesehener waren. Der Vater verlangte von seinem zukünftigen Schwiegersohne diese beiden Eigenschaften vereint, denn er war stolz auf seine Mathilde und hielt sie des glänzendsten Looses für würdig. Uebrigens hatte ihr Herz noch nicht gesprochen und dieses sollte seiner Zeit in der wichtigen Angelegenheit den Ausschlag geben.

Vielleicht regte sich auch in der Brust des alten Mannes, wenn er mit neidischem Blicke das schöne Schloß Neuvillette betrachtete, eine leise Hoffnung, daß die herrliche Besitzung seiner Familie ihm dereinst wieder zufallen könnte.

Herr von Solanges hatte nur noch einen Sohn. Der ältere war in einem unglücklichen Zweikampfe gefallen, und der jüngere, Ernst, war nun der einzige Erbe des großen väterlichen Vermögens.

Ernst war fast mit Mathilden aufgewachsen. Die beiden Kinder hatten einander immer lieb gehabt, und der alte Rouvray wünschte im Stillen, daß diese Zuneigung mit den Jahren einen ernsteren und dauernderen Character erhalten möchte. Die Familie Solanges war reich genug, um nicht nöthig zu haben, von der

Gattin ihres Stammhalters mehr zu verlangen als ein liebendes Herz und einen tugendhaften Sinn, alten Adel und unbestreitbare Schönheit. Alle diese Eigenschaften aber besaß Mathilde in hohem Grade; der nahe Verkehr, in welchem beide Familien mit einander standen, war zwar nicht immer wolkenfrei gewesen, hatte aber stets das Gepräge einer aufrichtigen Freundschaft gehabt. Einige Grenzstreitigkeiten, in denen Herr von Solanges immer nachgab, oder einige kleine Zwistigkeiten in Betreff der Jagdgerechtigkeit, mit der es Herr von Rouvray, ein leidenschaftlicher und unermüdlicher Jäger, um so strenger nahm, als er in den kostspieligen Vergnügungen Anderer immer eine kränkende Geringschätzung seines bescheidenen Vermögens erblickte, dies waren die einzigen Meinungsverschiedenheiten, welche das freundschaftliche Einvernehmen der beiden Grundbesitzer zuweilen, aber nur oberflächlich getrübt hatten.

Uebrigens hatte Rouvray schon mehrfache sprechende Beweise von der hochherzigen Freigebigkeit seines reichen Gutsnachbarn erhalten und er war ihm im Stillen zu herzlichem Danke dafür verpflichtet. Solanges wohnte damals in Aumale. Eines Tages besuchte er seinen alten Freund in dessen kleinem Jagdschlosse.

„Neuvillettte soll verkauft werden,“ sagte er zu ihm. „Dieses Gut, das seine sechsmalhunderttausend Franken werth ist, wird wahrscheinlich in die Hände eines Em-

porkömmlings oder eines reichen Gewerbtreibenden fallen, und wer weiß, ob dieser dann nicht die alten Buchen fällen und die stolzen Thürme der Erde gleich machen läßt, um vielleicht auf den Trümmern eine große Fabrik oder ein Hüttenwerk anzulegen, so daß man an dem Orte, wo Ihre Vorfahren geboren und gestorben sind, wo sie gelebt und gebetet, wo Sie selbst das Licht der Welt erblickt haben, die Essen von Dampfmaschinen rauchen sehen und das Geklapper von Schneidemühlen hören wird, und dann wäre dieses schöne Besitzthum für immer zerstückelt und verwüstet."

Ein tiefer Seufzer, der sich der Brust des alten Rouvray entwand, bewies seinem Freunde, wie nahe ihm diese Schilderung ging.

„Was kann ich dagegen thun?" flüsterte er betrübt.

„Sie können das Gut retten," antwortete Solanges, „und zwar auf folgende Art. Ich würde die Herrschaft kaufen, wenn mich nicht eine wichtige Rücksicht davon abhielte. Ich will keinen Makel auf meinen Namen werfen, indem ich ein eingezogenes Patrimonium an mich bringe, auf dessen Ursprung eine Schmach haftet, welche das Entschädigungsgesetz nicht ganz verwischt hat. Sie allein, lieber Freund, haben die Macht, dies zu thun. Wollen Sie den Ankauf durch Ihre Autorisation legitimiren?"

„Mit dem größten Vergnügen!“ rief Rouvray; „ich will es nicht nur, sondern ich danke Ihnen sogar aus tiefster Seele dafür. Welch’ ein edler Gedanke, daß Sie die Wiege meiner Familie, das Erbtheil und das Grab meiner Ahnen den Händen der Barbaren entreißen wollen! Sprechen Sie, was muß ich thun? In Ihrem Besitz wird das Gut nicht mehr profanirt werden, ich könnte es ohne Kummer betrachten und Sie würden mir gewiß erlauben, dann und wann im Schatten seiner alten Bäume auszuruhen.“

„Dies ist ein Recht, das ich Ihnen hiermit im voraus feierlich zusichere. Allein es ist noch nicht genug. Wäre Neuvillette nicht durch die Revolution confiscirt worden, so würde es siebenmalhunderttausend Franken werth sein, und wenn ich nur sechsmalhunderttausend dafür bezahle, so kommt die Differenz Ihnen mit vollem Rechte zu.“

„Solanges!“ rief Herr von Rouvray, indem er mit Stolz den Kopf zurückwarf, „eine solche Entschädigung kann ich nicht annehmen.“

„In diesem Falle kann ich Neuvilette nicht kaufen.“

Der Adelsstolz des Einen gerieth mit der hochherzigen Freigebigkeit des Andren in Widerspruch. Der Stolz gab endlich nach.

Die hunderttausend Franken wurden angenommen. Dieser Zuwachs zu Rouvray’s kleinem Vermögen hatte

ihm erlaubt ein armes Mädchen zu heirathen, welche nahe mit ihm verwandt war und die er innig liebte, und so hatte er seit zwanzig Jahren Neuvillette mehr genießen können als der Besitzer des Gutes, der es kaum die Hälfte des Jahres bewohnte. Erst als er seine Tochter heranwachsen sah, wurden seine Besuche auf dem Schlosse seltener und er bemühte sich es nicht mehr als sein Eigenthum zu betrachten. Wenn er sich jedoch fragte, was er thun würde, wenn die Rollen vertauscht wären, wenn Neuvillette ihm noch gehörte und das kleine Jagdschloß das ganze Vermögen der Familie Solanges bildete, so erweckte die Antwort, die er sich selbst gab, ein so großes Vertrauen auf die Zukunft in ihm, daß er seine Tochter im Geiste schon als Besitzerin des Stammschlosses seiner Vorfahren erblickte.

Mathilde hatte ihr achtzehntes Lebensjahr zurückgelegt und Ernst stand in seinem zwanzigsten; welches unvermuthete Hinderniß hätte also zwischen den beiden jungen Leuten auftauchen können? Herr von Rouvray konnte sich keines denken.

Ernst war vor drei Jahren mit einem Oheime auf Reisen gegangen, um dadurch, dem Herkommen gemäß, seine Ausbildung zu vervollständigen; er wurde jetzt täglich in Neuvillette zurückerwartet, denn seine Abwesenheit hatte dem Mutterherzen nur zu lange schon gedauert.

War sie den Bewohnern von Longprè kürzer vorgekommen? gab es hier nicht auch ein Herz, das bei dem Gedanken, Ernst wiederzusehen, lauter schlug? hatte nicht Rouvray selbst neue Hoffnungen geschöpft aus dem letzten Briefe des jungen Mannes an seine Mutter, in dem er unter Anderem sagte, daß er sein liebes kleines Mathildchen nun bald wiedersehen werde?

Das kleine Mathildchen war jedoch während seiner Abwesenheit zu der schönen Jungfrau herangeblüht, von der wir im Anfange dieses Kapitels eine flüchtige Skizze entworfen haben. Sie hatte die reizende Einfalt des Kindesalters noch nicht abgelegt, verband aber damit die ganze Anmuth und das ganze unbestimmte Sehnen der Jungfrau. Sie stand in der herrlichen Uebergangsperiode, in der das Weib, ohne etwas von der jungfräulichen Frische zu verlieren, die ihren Geist und ihre Stirn wie mit einem leichten Gazeschleier umhüllt, doch schon im Geheimen neue Horizonte erblickt und ihrem Gesicht gestattet, die in ihrer Brust aufkeimenden Gefühle zu verrathen. Man mußte nur sehen, wie Mathildens schöne Augen glänzten und wie ihre blühenden Wangen sich dunkler färbten, wenn von Ernsts bevorstehender Ankunft gesprochen wurde!

An einem Augustmorgen des Jahres 1840 verbreitete sich endlich die so sehnlich erwartete frohe Nachricht: „Herr Ernst von Solanges ist zurückgekehrt; man hat

ihn eben in Begleitung seines Oheims mit Extrapost von Paris ankommen sehen."

Die Freude Mathildens war anfangs unbeschreiblich groß. Den ganzen Vormittag brachte sie in einem Zustande seliger Angst zu. Wohl zwanzigmal hatte sie, ohne Grund und ohne zu wissen was sie that, noch etwas an ihrem einfachen Anzuge zu ändern, wohl zwanzigmal blickte sie gedankenlos in den Spiegel und ordnete mit zerstreuter Hand die Locken ihrer schönen Haare. Sie hatte im Garten die schönste Rosenknospe gepflückt, die jetzt an ihrem Busen prangte; alle Vasen im Zimmer hatte sie mit frischen Blumen gefüllt und in einem Winkel die beste Flasche Himbeersyrup, den sie selbst verfertigt, bereit gestellt. Diese kleinen Voranstalten einer unschuldigen Koketterie hatten den ganzen Vormittag in Anspruch genommen, und dennoch wurde ihr die Zeit entsetzlich lang. Eine Stunde nach der andern verging und der junge Solanges kam noch immer nicht.

Verstohlen lüftete Mathilde den Vorhang ihres Fensters und sah forschend auf die Straße. In der Ferne erblickte sie das mächtige Schloß auf seinem Hügel; sie befragte gleichsam die stummen Mauern und die Akazien, deren grüne Hauben sich im Winde wiegten; sie schien mit dem Blicke die dunklen Gebüsche des Parks durchbohren zu wollen, um einen Rockzipfel

oder ein Stück Schatten zu erspähen, als ob es dem menschlichen Auge möglich gewesen wäre, auf eine solche Entfernung etwas zu erkennen.

Es schlug vier Uhr, und Ernst war noch nicht da; jetzt kam er auch wahrscheinlich gar nicht mehr. Ohne Zweifel hatte er sie auf seinen Reisen vergessen und ohne sich die unbestimmten Gefühle erklären zu können, die ihr die Brust bewegten, dachte sie bei sich, daß es doch sehr Unrecht sei, seine Jugendfreunde so ganz zu vernachlässigen. Es stahl sich sogar eine Thräne unter ihren langen Wimpern hervor.

Plötzlich aber horchte sie mit gespannter Aufmerksamkeit, ihre von Hoffnung strahlenden Augen richteten sich starr auf den langen Pappelvorhang, welcher die Straße mit seinem grünen Doppelschleier verhüllte; sie glaubte den Galopp eines Pferdes zu hören und hinter den Bäumen die Gestalt eines Reiters zu erkennen. In der nächsten Minute eilte sie überglückich auf den Perron, um Ernst, der abgestiegen war, zu begrüßen.

Auch er hatte sich in den drei Jahren sehr verändert; er war um einen halben Kopf größer geworden, seine Körperformen hatten sich entwickelt, seine Gestalt hatte die Magerkeit des Jünglingsalters verloren, um die elegante Fülle des reiferen Alters anzunehmen, sein Gesicht hatte mehr Ausdruck und eine edle Ruhe und endlich zeigte sich schon ein dunkler Flaum auf seiner

Oberlippe. Kurz, es war kein Knabe mehr, sondern ein Mann.

Mathilde wurde bei seinem Anblick ganz verlegen. Sie senkte den Blick zu Boden, erröthete und würde entflohen sein, hätten ihre niedlichen Füße ihr nicht den Dienst versagt.

Ernst trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und zog sie galant an seine Lippen.

Mathilde stützte sich auf das Gelände des Perrons, denn es war ihr, als ob sie in Ohnmacht fallen sollte.

Der junge Mann umarmte nun Herrn von Rouvray und küßte ihn, wie man seinen Vater küßt. Dann wurden Komplimente und allerhand Fragen gewechselt und Ernst bewies durch seine verständigen Reden, daß ihm seine Reisen nicht wenig genützt hatten. Er brachte einen gebildeten Geschmack und eine richtige Urtheilsgabe mit, welche den alten Mann mit Freude und seine Tochter mit Bewunderung erfüllten.

Was man einander nach einer dreijährigen Trennung zu sagen hat, gleicht sich fast immer, und obgleich Ernst seinen Schilderungen und Erzählungen eine neue Färbung zu geben verstand, wollen wir sie doch hier nicht wiederholen. Es genüge uns zu bemerken, daß Ernst an diesem Abende höchst unterhaltend war, der alte Cavalier ihn mit freundlicher Güte anhörte und

Mathilde ... O, sie machte kein Hehl aus den süßen Gefühlen, die ihr Herz bewegten. Sie hörte Ernst mit schweigender Aufmerksamkeit an, schlug die Augen nieder und erröthete, so oft sein Blick dem ihrigen begegnete, vergaß die Himbeeressenz, und als er sich am Abend entfernt hatte, beeilte sie sich ihrem Vater eine gute Nacht zu wünschen, damit sie in ihr Zimmer gehen und sich ganz mit ihren Gedanken beschäftigen konnte.

Ich will nicht behaupten, daß das Gebet des jungen Mädchens, das sie gewöhnlich mit wahrer Andacht verrichtete, an diesem Abend nicht durch die zu lebhaften Gemüthsbewegungen des heutigen Nachmittags gestört worden wäre. Ein Wonneschauer durchbebte ihren ganzen Körper, als sie sich auf ihr jungfräuliches Lager warf und sich das Bild des Zurückgekehrten vergegenwärtigte. Ohne an die Quelle dieses innern Genusses zurückzugehen, der, so zu sagen, wie ein befruchtender Thau auf ihr Herz fiel, überließ sie sich vertrauensvoll ihren lieblichen Träumen und ihrem Freudenrausche. Wohl hundert Mal wiederholte sie vor dem Entschlafen die letzten Worte, welche der junge Mann beim Scheiden zu ihr gesagt hatte: „Auf Wiedersehen morgen!“ und sie fand einen unaussprechlichen Zauberreiz in diesen wenigen, aber vielverheißenden Worten. .

„Morgen!“ flüsterte ihr Rosenmund, als der Schlummer sich auf ihre Augen herabsenkte.

„Heute!“ sagte sie, als die ersten Strahlen der Morgensonne durch die Musselinvorhänge ihres Bettes hereinfielen.

IV.

Wir wollen die Liebe unserer beiden jungen Leute in ihrer raschen Entwickelung nicht verfolgen. Mathildens Zuneigung war vertrauensvoll und mittheilend, Ernst's Liebe gesetzter und besonnener. Sie hatte bei ihm einen schwärmerischen und poetischen Character, der mit seinem Gemüth und seiner Phantasie harmonirte.

Es geschah bald was nothwendig geschehen mußte, die beiderseitigen Eltern erkannten die Tiefe und Stärke dieser wahrhaft innigen Liebe. Herr von Rouvray freute sich darüber, Herr von Solanges äußerte anfangs nicht, was er davon dachte.

Eines Abends ließ Letzterer seinen Sohn rufen und sagte zu ihm:

„Dein Oheim reis't morgen nach Paris, Ernst; Du sollst ihn dahin begleiten.“

„Wie? ich soll Sie schon wieder verlassen, lieber Vater?“ rief der junge Mann fast erschrocken.

„Ja, doch nur auf kurze Zeit; in acht Tagen komme ich mit Deiner Mutter nach und wir begeben uns dann zusammen auf die Herrschaft des Oheims in Nivernais.“

„Ich hatte gehofft, daß ich den Herbst hier bei Ihnen in Neuvillette würde zubringen können.“

„Dein Oheim hat seit drei Jahren sein Gut nicht gesehen und ich habe ihm versprechen müssen, in Verbindung mit Deiner Mutter ihm zur Wiedereinrichtung seines Hauswesens behilflich zu sein. Uebrigens ist die dortige Jagd weit besser als die hiesige und die Umgegend von sehr angesehenen Leuten bewohnt.“

„Werden wir uns lange dort aufhalten?“

„Ich weiß nicht, vielleicht sechs bis acht Wochen.“

„Und dann?“ fragte Ernst mit ängstlicher Spannung.

„Dann kehren wir nach Neuvillette zurück.“

Der junge Mann athmete wieder auf.

„Vorausgesetzt daß wir nicht genöthigt sind, in Paris zu bleiben,“ setzte Herr von Solanges hinzu.

Ernst's Stirn verfinsterte sich.

„Was sagen Sie, lieber Vater?“ rief der junge Mann.

Das Wort erstarb auf seinen Lippen. Herr von Solanges errieth was sein Sohn nicht auszusprechen wagte.

„Es ist gut, mein Sohn," setzte er hinzu, indem er seine Hand ergriff und sie mit Innigkeit drückte; „sei außer Sorge, ich bin nur auf Dein Glück bedacht."

Diese letzten Worte machten einen lebhaften Eindruck auf den jungen Mann, aber es war ihm unmöglich, den wirklichen Sinn derselben zu errathen. Sollte er sich darüber freuen oder betrüben? war es ein seinen Wünschen zuvorkommendes Versprechen oder eine Drohung gegen seine reine Liebe? Einen Augenblick hatte Ernst eine Idee, das Geheimniß, welches die Anwesenheit des Vaters in seine Brust zurückgedrängt hatte, in den Busen seiner Mutter auszuschütten, denn dort finden solche Geheimnisse immer eine freundliche Stätte.

Frau von Solanges war eine brave Frau, deren Geist aber durch eine lange und gefährliche Krankheit gelitten hatte. Im Vertrauen auf die Einsicht und den edlen Character ihres Gatten sah sie nur mit seinen Augen und dachte nur durch ihn. Demohngeachtet wollte Ernst zu ihr gehen, ihr Alles entdecken und durch ihre Vermittelung die ersten Klippen umgehen, die eine solche Mittheilung immer fürchtet. Aber die gute Dame war eben wieder unwohl und lag im Bett, weshalb er die Unterredung mit ihr bis auf den folgenden Morgen verschob.

Am nächsten Morgen kam Herr von Solanges

in's Zimmer seines Sohnes und führte ihn selbst zu seiner Mutter, von der er nun Abschied nehmen mußte, ohne zuvor sein Herz erleichtert zu haben. Mit Thränen in den Augen stieg er in den Wagen, in welchem sein Oheim ihn schon erwartete, und der im nächsten Augenblicke hinter den Bäumen der Chaussee verschwand. Als er einige Büchsenschüsse von dem Jagdschlosse vorüberfuhr, das er bei seiner Zurückkunft vor drei Wochen mit so großer Freude und so heiteren Hoffnungen wiedergesehen hatte, glaubte er an einem Fenster desselben eine weiße Gestalt zu bemerken; er winkte mit dem Taschentuche einen Abschiedsgruß hinüber, dann machte die Straße eine Biegung, und er verlor das Haus und die Gestalt aus dem Gesicht.

Die weiße Gestalt war Mathilde gewesen, die eine jener bangen Ahnungen, deren Quelle noch ein undurchdringliches Geheimniß für die Wissenschaft ist, zu gleicher Zeit mit den Vögeln des Parkes geweckt hatte. Sie hatte wohl den Reisewagen vorüberfahren sehen, aber nicht im Entferntesten daran gedacht, daß er ihr den Geliebten entführen könnte. Sie glaubte ganz einfach, daß Ernsts Oheim Neuvillette verließ, wie er es vor einigen Tagen angekündigt hatte. Das Taschentuch aber, das sie hatte wehen sehen, gab ihr viel zu denken. Ihre Augen suchten hinter den Bäumen, ob sie nicht einen Bedienten entdeckte, der den Schimmel

seines Herrn führte, welcher den Oheim ohne Zweifel bis zur nächsten Poststation begleitet hatte; aber nein, es zeigte sich nichts. Bald verstummte auch die Peitsche des Postillons und Mathilde versank in fast schmerzliches Nachsinnen, dem sie erst durch ihr Kammermädchen Nanette entrissen wurde, eine junge und hübsche Dirne, welche ihre Jugendgespielin gewesen war und noch jetzt ihr ganzes Vertrauen besaß.

„Mamsell!“ sagte Nanette leise, indem sie geheimnißvoll bei ihrer jungen Gebieterin eintrat.

Diese wendete sich um und erblickte die Vertraute mit einem Finger auf dem Munde und ein Billet in der Hand.

„Hier ist ein Briefchen,“ sagte Nanette.

„Von wem?“

„Das weiß ich nicht. Der kleine Peter hat es mir heimlich gegeben.“

Der kleine Peter war ein junger Mensch, der als Groom in Ernsts Dienste stand. Dies war sogleich ein Lichtstrahl für Mathilden.

„Gieb her!“ rief sie, hastig aufspringend.

Mit zitternder Hand erbrach sie das Siegel und las folgende eilig geschriebene Zeilen:

„Mademoiselle!“ ...

„Mademoiselle? unterbrach sie sich erstaunt;

„wozu dieses abscheuliche Wort, da er mich doch sonst Mathilde nannte?“

„Der Wille meines Vaters nöthigt mich, mit „dem Oheim nach Nivernais zu reisen. Erst diesen „Abend bin ich davon in Kenntniß gesetzt worden und „habe daher weder von Ihrem Vater noch von Ihnen „vor meiner Abreise Abschied nehmen können, ob„gleich ich Ihnen noch so viel zu sagen hatte! Schon „zu lange verbirgt meine Brust ein Geheimniß, das „mir jeden Augenblick entschlüpfen will...“

„Auch ich habe ein Geheimniß auf dem Herzen!“ unterbrach sich Mathilde abermals.

„Ich hoffe jedoch bald zurückzukehren, und dann „werde ich gewiß mehr Muth, ich will nicht sagen „mehr Vertrauen haben. Der Vater hat mir vor„hin gesagt, daß er nur auf mein Glück bedacht sei, „und dieses Glück werde ich um so eher finden, je „eher ich zurückkomme.

„Also auf baldiges Wiedersehen, Mademoiselle; „vergessen Sie nicht Ihren Jugendfreund

„Ernst.“

„Vergessen!“ rief Mathilde, indem sie das Billet in ihrem Busen verbarg; „wie könnte ich ihn vergessen!“

Und eine Thräne rollte wie eine Perle über ihre Wange und zerbrach auf ihrer Hand. Nanette trat

näher zu ihrer Gebieterin, um sie auf ihre Art zu trösten; aber der eben eintretende Herr von Rouvray trieb sie in die Flucht. Der alte Mann sah ungewöhnlich heiter und vergnügt aus.

„Was fehlt Dir denn, Kind?“ fragte er, als er die Verstimmtheit seiner Tochter bemerkte.

„Ach, lieber Vater!“ rief sie mit einem schmerzlichen Ausdrucke, indem sie ihm um den Hals fiel, „er ist fort!“...

„Das weiß ich wohl; ist dies die einzige Ursache Deines Kummers?“

„Sie haben seinen Brief nicht gelesen, lieber Vater... Sie wissen nicht, was er mir schreibt. Lesen Sie nur... mir ist sehr bange!“

Herr von Rouvray nahm das Billet und las es flüchtig durch, wobei ein Lächeln um seine Lippen spielte; dann küßte er seine Tochter auf die Stirn und sagte zu ihr:

„Trockne Deine Thränen, mein Kind, und gebe der Himmel, daß Du in Deinem Leben nie gegründetere Ursache hast zu weinen! Ernst wird bald zurückkehren.“

„Glauben Sie, lieber Vater?“

„Gewiß; auch ich habe einen Brief erhalten.“

„Von ihm?“

„Nein, von seinem Vater.“

„O, bitte, lieber Vater, sagen Sie mir, was Herr von Solanges schreibt, und ob ...“

Erröthend hielt sie inne. Herr von Rouvray ergänzte ihren Gedanken.

„Und ob er von Ernst spricht, nicht wahr? ... Nein, er erwähnt kein Wort von ihm, aber sein Brief enthält etwas Wichtigeres: eine Einladung zum Mittagessen für heute, damit wir mit Muße von unseren Angelegenheiten sprechen können, wie er sagte.“

Mathilde war nicht der Meinung, daß dies ein so vortrefflicher Ersatz sei, als ihr Vater zu glauben schien.

„Du kannst wohl denken, mein Kind,“ fuhr dieser fort, „daß Herr von Solanges mich am Tage der Abreise seines Sohnes schwerlich zu einem andern Zwecke zu Tisch einladen kann, als um von seinem Sohne mit mir zu sprechen.“

Mathilde hätte diesem Raisonnement eine Menge triftiger Gründe entgegenstellen können, aber das Herz öffnet der Hoffnung so gern seine Pforten, daß sie die ihres Vaters lieber blindlings theilte, anstatt dem Zuge ihrer trüben Gedanken zu folgen. Sie seufzte beständig, und war den ganzen Tag verstimmt und verkürzte sich die langsam dahin schleichenden Stunden nur durch den steten Gedanken an den Geliebten, dessen Abschiedswort sie am Morgen erhalten hatte.

Endlich wurde es Zeit, daß man nach Neuvillett

aufbrach. Herr von Rouvray nahm den Arm seiner Tochter und Beide gingen quer durch das Thal auf wohlbekannten reizenden Fußwegen, an deren Rande jedes Gebüsch, jeder Baum und jeder Rasenhügel für Mathilden ein Zeuge der nur zu bald verstrichenen glücklichen Tage war.

Rouvray, welcher ganz mit seinem Lieblingsgedanken beschäftigt war, störte Mathilden nicht in ihren wehmüthigen Erinnerungen; er dachte an die bevorstehende Unterredung mit seinem alten Freunde, an die Antworten, die er ihm geben wollte und an die wichtigen Interessen, welche in Betracht gezogen und geordnet werden sollten. Sein Blick reichte schon sogar über die nächsten Ereignisse hinaus, die er für so gut als geschehen betrachtete, und erstreckte sich auf die Zukunft seiner Tochter und auf das ihm bevorstehende ruhige Greisenalter, das den Tod nicht mehr fürchtet, weil es seine irdische Aufgabe erfüllt hat.

Man kam endlich auf dem Schlosse an. Herr von Solanges begrüßte seinen Nachbar noch artiger und freundlicher als gewöhnlich, und selbst seine Gattin hatte ihren Krankenstuhl verlassen, zur Feier ihrer schönen Mathilde, wie sie Fräulein von Rouvray zu nennen pflegte. Dieser ausgezeichnete Empfang verscheuchte die Wolken, welche die Stirn des holden Kindes umlagerten und hob die letzten Besorgnisse, die ihr Vater

nicht hatte zerstreuen können. Hätte dieser noch eines Beweises zur Unterstützung seiner Vermuthungen bedurft, so würde er ihn in diesem herzlichen Empfange gefunden haben. Für ihn aber war ein solcher schon längst überflüssig; er hielt die bewußte Angelegenheit zwischen ihm und Solanges stillschweigend schon für so unwiderruflich geordnet, daß er mehrere Male auf dem Punkte stand, Ernst seinen zukünftigen Schwiegersohn zu nennen. Wenn er dies noch nicht that, so geschah es nicht, weil er das Wort als zu gewagt betrachtete, sondern nur weil er als vollkommener Edelmann die Rücksichten der Convenienz bis zu Ende beobachten wollte.

Wir haben uns über diese kleinen Nebenumstände so ausführlich verbreiten müssen, um das Verständniß der nachfolgenden Ereignisse zu erleichtern.

Man hatte schon mehrere Male die Runde durch den ganzen Park gemacht und auch die Gewächshäuser besucht; Rouvray hatte mehrere Male seinen alten Freund absichtlich von seiner Tochter entfernt in die dunkleren Gänge gezogen und zuweilen einen fragenden Blick auf ihn gerichtet, als ob er eine Mittheilung erwartete und provociren wollte. Solanges aber achtete nicht darauf und sorgte dafür, daß das begonnene Gespräch nicht stockte, indem er immer wieder auf eine

neue Veränderung oder Verschönerung überging, wegen der er ihn um seinen Rath fragte.

So kam die Zeit des Mittagsessens heran, ohne daß weder von Ernst noch von der wichtigen Angelegenheit, welche Solanges mit seinem Nachbar besprechen wollte, ein Wort erwähnt worden war.

„Er scheint die Sache erst bei Tisch zur Sprache bringen zu wollen,“ dachte Rouvray.

Man setzte sich demnach so heiter zu Tische, als es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Rouvray's gute Laune versetzte Jedermann in die angenehmste Stimmung, und nur die auf beiden Seiten leicht zu erklärende Rücksicht auf Mathildens Anwesenheit hatte es bis jetzt verhindert, daß man von Ernst sprach. Endlich aber konnte der alte Mann seine Zunge nicht mehr beherrschen und richtete an Frau von Solanges die Frage:

„Wie ist es möglich, Madame, daß Sie sich so bald wieder von Ihrem Sohne haben trennen können?“

Die gute Dame erschrack fast über diese Frage und warf einen verstohlenen Blick auf ihren Gatten, der alsbald das Wort ergriff, um für sie zu antworten:

„Die Trennung wird nicht lange dauern; in acht Tagen reisen wir ihm nach und gehen dann auf einige Monate zusammen nach Nivernais.“

„Wie?“ versetzte Rouvray mit einigem Erstaunen,

„Sie wollen Neuvillette gerade zur schönsten Zeit des ganzen Jahres verlassen? Ich hatte schon so schöne Jagdpläne mit Ernst entworfen!“

„Die können Sie noch alle ausführen, wenn wir in zwei Monaten zurückkommen.“

„In meinem Alter sind zwei Monate eine lange Zeit,“ erwiederte Rouveray in schmerzlichem Tone; „man thut in diesen Jahren wohl daran, wenn man das, was man heute thun kann, nicht um zwei Monate verschiebt!“

Herr von Solanges verstand diese Anspielung auf seine geheimen Gedanken, und sagte daher:

„Eben aus diesem Grunde habe ich seine Abreise so beschleunigt. Mein Bruder hat keine Kinder und wird alt; er hat es übernommen, für die Zukunft meines Sohnes zu sorgen und in Ernsts Interesse habe ich sein Anerbieten unbedenklich annehmen müssen.“

Diese Worte fielen wie ein Donnerschlag in die Unterhaltung. Mathilden fiel die Birne aus der Hand, die sie eben schälte, und sie wurde so weiß wie ihre Serviette; Rouvray erhob ganz bestürzt den Kopf und sah Solanges mit einem Blicke an, aus welchem das höchste Erstaunen sprach.

Wenn ein alter Mann wie Rouvray von dem Gipfel der Hoffnung, auf dem er in der Ferne das Paradies eines glücklichen Lebensabends erblickt hat, so tief

in den Abgrund der Enttäuschung geschleudert wird, so ist es kein Wunder, wenn er nicht die ganze Freiheit seines Geistes behält. Erst nach und nach erholte er sich von dem betäubenden Schlage, so daß er seine Gedanken sammeln konnte, und die Fiebergluth des Zornes strömte nun wogend durch seine Adern. Es kostete ihm übermenschliche Anstrengungen, um die auf ihn einstürmenden Gefühle zurückzudrängen; aber es gelang ihm, sich zu beherrschen.

Für Mathilden war dies der erste wirkliche Schlag, der sie traf, und er war so heftig, daß er die Blume zu knicken drohte; ihr Kopf sank auf die Brust zurück und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen.

Ihr stummer Schmerz und ihres Vaters verhaltener Zorn entgingen Solanges nicht. Er hatte mit Einem Schlage die nur zu lange genährten Hoffnungen für immer vernichten wollen; als er aber jetzt die entsetzliche Wirkung seiner Worte sah, fürchtete er, die Zeit zu einer solchen Erklärung nicht gut gewählt zu haben.

Rouvray hatte indessen keinen plausiblen Grund, um seinen Zorn ausbrechen zu lassen. Stand es Solanges nicht frei, nach Gutdünken für seinen Sohn zu sorgen?

Der unglückliche Greis sah dies wohl ein, und um

sich nicht über die Grenzen hinaus, die seine Vernunft ihm vorzeichnete, fortreißen zu lassen, beschloß er, lieber ganz zu schweigen.

Solanges dagegen hielt es weder für schicklich, noch für nöthig, das Messer in der Wunde umzudrehen, und versuchte es daher, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Er nahm seine heiter lächelnde Miene wieder an und fragte Rouvray:

„Nun, was meinen Sie zu dem Plane, von dem ich vorhin sprach?“

„Zu welchem Plane?“ entgegnete Rouvray wie aus einem peinlichen Traume erwachend.

„Den Fluß durch die unteren Partieen des Parks zu leiten.“

Ein bitteres Lächeln trat auf Rouvray's Lippen; sein gekränkter Stolz erblickte die Aussicht auf eine Genugthuung.

„Der Plan ist allerdings gut,“ erwiederte er, „denn er würde dem Parke den einzigen ihm noch fehlenden Reiz verschaffen, er würde Sie in den Stand setzen, die unteren Wiesen zu bewässern, einen Teich anzulegen und das Vergnügen der Wasserfahrt zu genießen; kurz, er würde den Werth von Neuvillette fast verdoppeln. Ich sehe jedoch ein kleines Hinderniß, welches den ganzen Plan unausführbar macht.“

„Wie so, lieber Freund?“

„Die beiden Ufer gehören mir.“

„Aber sie sind ja so weit von Ihnen entfernt?“

„Ja, aber ich habe die Aussicht darauf.“

„Die soll Ihnen auch bleiben. Die Ufer tragen Ihnen gar nichts ein.“

„Ist es nichts, wenn wir den Boden betreten können, auf dem unsere Vorfahren lustwandelten?“

„Aber wer verweigert Ihnen dieses angenehme und gegründete Recht? Ist Ihnen der Park nicht jederzeit geöffnet wie mir selbst?“

„Wollen Sie mir einen Vorwurf deshalb machen?“

„Gott behüte mich davor, lieber Freund! Sie werden dies gewiß auch nicht glauben. Ich habe bei der ganzen Sache keine andre Absicht, als gegen eine angemessene Entschädigung meine Besitzung zu verschönern.“

„Eine Entschädigung! also immer wieder Geld! ich mag keins mehr.“

„Lieber Vater!“ rief Mathilde, welche das Gewitter heranziehen sah und zwischen die beiden Streitenden gleichsam als Blitzableiter treten wollte; „hören Sie wenigstens Herrn von Solanges bis zu Ende an. Wie können Sie seine Vorschläge zurückweisen, ohne sie zu kennen?“

Dieses Argument, so einfach und treffend es auch

war, würde Rouvray albern vorgekommen sein, wenn jemand Anders als seine innig geliebte Tochter es ihm bei dieser Gelegenheit entgegengehalten hätte. Aus ihrem Munde aber dünkte es ihm von unwiderleglicher Richtigkeit und er unterdrückte daher sogleich seine Regung von Unmuth, um zu Solanges zu sagen:

„Es ist wahr, Mathilde hat Recht. Also sagen Sie mir, wie hoch Sie die beiden sumpfigen Uferstrecken anschlagen.“

„Ich habe Ihnen schon bemerkt, daß ich eine uns Beiden würdige Entschädigung im Sinne habe, ich will Ihnen daher nicht, wie Sie zu glauben scheinen, Geld anbieten, sondern vielmehr einen Tausch vorschlagen. Sie kennen meine Mühle in Aumale? ich habe sie vor fünfundzwanzig Jahren für sechzigtausend Franken gekauft, jetzt aber ist sie noch einmal so viel werth. Wollen Sie sie haben?“

Die Lippen des alten Mannes verzogen sich krampfhaft und seine Hand schälte zitternd eine Melone.

„Nun ja,“ sagte er, „Sie bieten mir zwar kein baares Geld, wohl aber ein Grundstück für hundertundzwanzigtausend Franken gegen ein Stück sumpfige Wiese, das keine funfzehnhundert Franken werth ist.“

„Für mich hat es einen Werth von hundertzwanzigtausend Franken.“

„Da Ihre Würde Ihnen verbietet, mir Geld an=

zubieten, und die meinige mir nicht gestattet es anzunehmen, glauben Sie den Handel durch den Namen eines Tausches zu bemänteln und unsren beiderseitigen Stolz zu schonen, indem Sie mir eine Mühle anbieten. Mir gefallen solche Vergleiche mit dem Zartgefühle nicht, denn es verbirgt sich fast immer ein nicht ganz ehrenvoller Gedanke hinter ihnen. Nennen wir die Dinge beim rechten Namen: Sie bieten mir für funfzehnhundert Franken einen Werth von hundertzwanzigtausend."

„Gut, nennen Sie es wie Sie wollen, lieber Freund, der Name thut nichts zur Sache, wenn wir uns nur verstehen ..."

„Wenigstens verstehe ich Sie," sagte der alte Landedelmann, indem er aufstand; „Ihr Gedanke ist nicht genügend verborgen, damit ich ihn nicht durchschauen könnte, und durch die Maske Ihrer Generosität lese ich die Absicht, die Ihnen denselben dictirt hat. Aber eher sollen diese alten Mauern, in denen noch der Geist meiner Ahnen wohnt, einstürzen und mich unter ihren Trümmern begraben, als daß ich ein so schimpfliches Erbieten annehme! Komm, mein Kind, wir wollen keine Minute länger unter einem Dache bleiben, das ein entartetes Geschlecht bewohnt! Den Töchtern der Rouvray hat es nie an Gatten gefehlt, und ihre Aus-

steuer ist nie durch das Almosen der Geringschätzung vermehrt worden!“

Mit diesen Worten nahm der alte Mann seine Tochter bei der Hand und noch ehe sich Herr und Madame von Solanges von ihrem Erstaunen erholt hatten, waren Vater und Tochter schon weit von dem Schlosse entfernt.

Rouvray's Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, denn die Bestürzung des Herrn von Solanges war noch größer als sein Erstaunen.

Ohngeachtet seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften und seiner unermüdlichen Freigebigkeit, theilte der Besitzer von Neuvillette doch auch die Fehler seiner Zeit; er glaubte gern, daß der Eigennutz die Haupttriebfeder alles menschlichen Thuns und Lassens, und daß das Geld ein untrüglich hellender Balsam für alle Wunden sei. Er betrachtete die Menschen von einer zu großen Höhe oder von einer zu großen Tiefe, wie man will, um die moralische Natur des alten Landedelmanns richtig zu ermessen. Zwar wußte er wohl, daß er es mit einer ächt ritterlichen Biederkeit und einem außerordentlichen Zartgefühl zu thun hatte, aber er hatte noch nicht die ganze Größe dieses chevaleresken Charakters erkannt. In dem unverkennbaren Streben Rouvray's, sich ihm durch die Bande der Verwandtschaft noch mehr zu nähern, hatte er nur den Wunsch eines

Vaters erblickt, seiner Tochter eine glänzende Zukunft zu sichern, und wenn er dieses gehoffte Band zerriß, hielt er sich für ernstlich verpflichtet, einen Ersatz, eine Entschädigung dafür zu bieten. Darin irrte er sich. Als er sich daher durchschaut sah und ohne ein Wort zu erwidern den Zornesausbruch des entrüsteten Vaters angehört hatte, rief er nicht aus, wie mancher von unsern Lesern es vielleicht gethan hat: „Der Mann ist ein Narr!“

In unsrer geldsüchtigen Zeit ist man nur zu geneigt, eine wahrhaft edle Seelengröße für Narrheit zu erklären. Wenn die Ideenverwirrung so weit gediehen ist, daß sie die Begriffe vom Guten und Bösen nicht mehr zu scheiden vermag und Alles umstürzt, was alle Nationen von jeher für wohlbegründetes Recht gehalten haben, wie kann man dann erwarten, daß in der Dunkelheit, die uns umfängt, das wirkliche Zartgefühl und die wahre Seelengröße erkannt werden? Es giebt jedoch Augenblicke, in denen sich solche Beispiele von Seelenadel in strahlendem Glanze zeigen wie das Sonnenlicht. So war es auch in diesem Falle, und der Geist des Herrn von Solanges war wie geblendet von dem Glanze.

Es bedurfte für ihn keines langen Nachdenkens, um zur Einsicht seines Fehlers zu gelangen, und da er als vernünftiger Mann das Herz auf dem rechten

Flecke hatte, beschloß er, zu seinem alten Freunde zu gehen und ihn um Verzeihung seines Unrechts zu bitten. Vielleicht ging er dann noch weiter. Er hatte Ernst versprochen, daß er ihn glücklich machen wolle; erreichte er dieses Ziel auch sicher, wenn er ihn zwang, eine andere Gattin zu nehmen als Mathilden? Hatte er gegründete Ursache, ein so großes Gewicht auf die Vermehrung seines ohnehin schon sehr bedeutenden Vermögens zu legen, und durfte er in einer so wichtigen Angelegenheit mehr auf die Launen eines Oheims als auf das Herz des jungen Mannes hören?

Diese Betrachtungen hatte Solanges unmittelbar nach Rouvray's Entfernung angestellt und sie hatten seine vorgefaßten Pläne bedeutend modificirt. Ohne diese seinem Nachbar mitzutheilen, wollte er ihm doch zu verstehen geben, daß die Sache noch nicht als abgebrochen betrachtet werden dürfe, und nachdem er die Liebe seines Sohnes zu Mathilden beobachtet und geprüft hatte, wollte er dann sehen, welches Verfahren die Klugheit seinem Vaterherzen vorschrieb. Man sieht, daß Solanges sich irren konnte, daß er es aber auch verstand, seine Irrthümer wieder gut zu machen.

Mit diesem festen Vorsatze begab er sich am Nachmittage des zweiten Tages nach Longpré. Er fand nur den Gärtner anwesend, welcher ihm nichts weiter sagen

konnte, als daß Herr von Rouvray nach Aumale gefahren sei und heute nicht zurückkommen werde.

„Desto besser!“ dachte Solanges; „inzwischen legt sich der Sturm um so gewisser.“

Nach Verlauf von fünf Tagen schickte er einen Bedienten nach Longpré, um sich erkundigen zu lassen, ob sein Nachbar zurück sei. Rouvray war am vorhergehenden Tage zurückgekehrt, aber allein.

„Gut,“ dachte Solanges, „so können wir morgen desto ungestörter mit einander sprechen.“

Am folgenden Morgen machte er sich bei guter Zeit auf den Weg und war schlag neun Uhr in Longpré; allein er kam abermals zu spät, der Vogel war schon wieder ausgeflogen, und diesmal erfuhr er mehr als er gewünscht hätte. Rouvray hatte sein Gut verkauft und der Kaufcontract war bereits am vorigen Tage abgeschlossen worden. Der neue Besitzer beschäftigte sich schon mit den Bauten und Veränderungen, die er vornehmen lassen wollte, und von dem bisherigen wußte man nur so viel, daß er nach Paris gereis't war.

Tief betrübt und gedankenvoll kehrte Herr von Solanges auf sein Schloß zurück.

V.

Was war während der letztvergangenen Tage in Longpré geschehen?

Als Herr von Rouvray von Neuvillette zurückkam, hatte er sich sogleich in sein Zimmer begeben und die ganze Nacht mit Schreiben zugebracht. Sobald es Tag wurde und er Leben im Hause hörte, schellte er seinem Kammerdiener.

„Sattle ein Pferd, Baptist," sagte er zu ihm, „und triff Deine Anstalten, damit Du sogleich aufbrechen kannst. Du sollst einen geheimen Auftrag für mich ausführen und so bald als möglich zurückkommen. Sorge dafür, daß Du nicht zu viel Geräusch machst, damit meine Tochter nicht erwacht."

Der Kammerdiener gehorchte, und als er nach Ausführung dieser vorläufigen Befehle zu seinem Herrn zurückkehrte, erwartete ihn dieser an der Thür seines Zimmers.

„Ihre Befehle sind ausgeführt, Herr Chevalier," sagte Baptist.

„Gut. Hier ist zuvörderst ein Brief an meinen Notar in Aumale, und hier zwei andere, die Du zur Post giebst. Dann bestellst Du auf Mittag vier Postpferde. Ist der Reisewagen in gutem Stande?“

„Ja wohl, Herr Chevalier.“

„Dann geh und komm bald wieder. Es ist jetzt fünf Uhr, um sieben Uhr kannst Du zurück sein. Sollte Dir jedoch der Notar einen Brief an Jemanden in der Nachbarschaft mitgeben, so besorgst Du diesen zuvor, ehe Du zurückreitest. Hast Du mich genau verstanden?“

„Vollkommen.“

„Also zu Pferde und möglichst wenig Geräusch. Wenn Dich etwa Jemand fragt, wohin Du so frühzeitig reitest, so antwortest Du, daß Du Jagdmunition holen sollst.“

Mit diesen Instructionen versehen, entfernte sich Baptist, bestieg das gesattelte Pferd und sprengte im nächsten Augenblicke aus dem Hofe.

Herr von Rouvray war indessen nicht der einzige Bewohner des Hauses, welcher diese Nacht gewacht hatte; auch Mathilde hatte kein Auge geschlossen, die Aufregung, in der sie der schmerzliche Vorfall des vergangenen Abends erhielt, hatte den Schlaf von ihrem Lager verscheucht.

Aus ihren Fenstern, welche nicht weit von denen ihres Vaters entfernt waren, hatte sie an dem Lichtscheine, der das Laub der gegenüberliegenden Pappelallee vergoldete, gesehen, daß Rouvray nicht zu Bett gegangen war. Zwanzig Mal regte sich der Gedanke an ihr, zu ihm hinüber zu gehen und an seinem treuen Vaterherzen Linderung ihrer bangen Seelenqual zu suchen; zwanzig Mal stand sie auf dem Punkte, ihm zu Füßen zu fallen und ihn im Namen ihrer Mutter, im Namen ihrer Liebe zu Ernst zu bitten, daß er den Streit vom vergangenen Abend vergessen und nach Neuvilette gehen solle, um Herrn von Solanges wieder die alte Freundeshand zu reichen. Aber ein Gedanke hielt sie zurück: sie glaubte, daß es ihr leichter werden würde, den Zorn ihres Vaters zu beschwichtigen, wenn sie wartete, bis sich der Sturm in seinem Innern von selbst ein wenig gelegt hatte.

Sein verlängertes Aufbleiben begann jedoch sie zu ängstigen, sie fühlte unwillkürlich, daß etwas Ungewöhnliches bei ihm vorgehen mußte.

Ihre Besorgniß vermehrte sich noch, als sie am Morgen hörte, daß er seinem Kammerdiener schellte. Rasch stand sie auf, lüftete den Vorhang des Fensters und sah Baptist in den Pferdestall gehen.

Jetzt konnte sie nicht mehr daran zweifeln, daß

während der Nacht ein Complott gesponnen worden war, dessen Ausführung schon begann.

Sie rief ihr Kammermädchen und sagte zu ihr:

„Geh rasch hinunter, Nanette, und frage Baptist, wohin er reitet.“

Nanette traf den Kammerdiener, als er eben seine letzten Instructionen eingeholt hatte. Er gab ihr die ihm von seinem Herrn anbefohlene Antwort, und sie konnte daher ihrer Gebieterin keinen andern Bescheid bringen, als daß Baptist Jagdmunition von Aumale holen solle.

„Jagdmunition?“ rief Mathilde; „o ich kann nicht mehr zweifeln, daß man mir etwas verheimlichen will, denn der Vater hat genügenden Schießbedarf für den ganzen Winter. Geh sogleich noch einmal hinunter, Nanette, und bitte Baptist, daß er, ehe er fortreitet, zu mir heraufkommen soll.“

Aber es war schon zu spät, denn während Nanette noch auf der Treppe war, sprengte Baptist schon zum Hofthore hinaus, und als sie unten ankam, hörte sie den Hufschlag des Pferdes auf der Chaussée.

Jetzt kehrte Mathilde zu ihrem ersten Plane zurück. Sie ging zu ihrem Vater.

Als Rouvray seine Tochter bei sich eintreten sah, erkannte er auf der Stelle, daß auch sie es nicht dem Schlafe überlassen hatte, ihren Kummer zu lindern, und daß sie seine Absichten und Pläne zum Theil errathen hatte.

„Mein gutes, liebes Väterchen!“ rief sie ihm entgegen, „was haben Sie im Sinne? Ich weiß nicht, woher meine Angst rührt, aber mir ist so bange um's Herz! ...“

Rouvray erschrak und schlug vor dem ängstlichen Blicke seiner Tochter die Augen nieder. Er bemühte sich indessen, seiner inneren Bewegung Herr zu werden und indem er das holde Kind auf die reine Stirn küßte, sagte er mit zitternder Stimme zu ihr:

„Beruhige Dich, mein Kind, Du hast durchaus keinen Grund zu irgend einer Besorgniß.“

„O, sagen Sie mir die Wahrheit, lieber Vater! Baptist ist nach Aumale geritten, ich weiß es ...“

„Nun?“

„Was soll er dort? Pulver und Blei kaufen, nicht wahr, während Sie genug Vorrath davon haben, daß Sie den ganzen Winter auskommen? Sie sehen wohl, daß Sie mir etwas verhehlen wollen.“

Die Loyalität des alten Edelmannes sträubte sich gegen die kleine Lüge, die er angewendet hatte, um seine Pläne momentan zu verbergen, und er hatte Eile, diese zweideutige Stellung aufzugeben. Uebrigens mußte ja auch Mathilde früher oder später erfahren, was geschehen sollte. Als er ihr jedoch die Wahrheit gestand, that er es in dem Tone eines Mannes, der keinen Hintergedanken mehr hat.

„Nun ja," sagte er, „ich verhehle Dir etwas, eine Ueberraschung, die Dir große Freude machen wird."

„So?" erwiderte Mathilde, in deren Augen ein Hoffnungsstrahl durch die Thränen blickte; „o, dann sagen Sie es mir schnell!"

„Geduld, Geduld! Du hast auf einmal große Eile."

„Ja, weil ich Ihre Güte kenne und weil ich weiß, das Sie mir nur eine angenehme Urberraschung bereiten können."

„Urtheile selbst darüber. Ich will nach Paris reisen und Dich mitnehmen."

„Nach Paris?"

„Ja, nach Paris. Ist es Dir unangenehm?"

„O nein, das nicht, lieber Vater, aber so schnell, so plötzlich ..."

„Ja wohl, auf der Stelle. Die Postpferde sind auf Mittag bestellt und Du kannst daher immer Deine Sachen einpacken."

„Aber sagen Sie mir, lieber Vater, verlassen wir Longpré auf lange Zeit?"

„Vielleicht."

„Auf wie lange?"

„Das weiß ich noch nicht. Meine Schwester, Frau von Caussade, erwartet uns, und wir werden mindestens den Winter bei ihr zubringen."

„Wie? den ganzen Winter?“

„Diese Aussicht kann Dir doch nicht unangenehm sein? Der Aufenthalt in Longpré ist gewiß der traurigste von der Welt, wenn alle Gutsnachbarn der Umgegend in die Stadt gezogen sind, wenn die Straßen und Felder verschneit sind, wenn die reißenden Gießbäche durch das Thal brausen, wenn Schnee und Regen an die Fenster schlagen und man allein in dem Zimmer sitzen muß.“

„Ich fühle mich nie allein und verlassen, wenn Sie bei mir sind, lieber Vater.“

„Du bist ein gutes, liebes Kind!“ rief Rouvray, indem er seine Tochter mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an's Herz drückte. „Auch bist Du mein höchstes Gut, und es ist mir, als ob die ganze Welt mein wäre, wenn ich Dich wie jetzt, in meiner Nähe weiß.“

„Aber warum wollen wir dann Longpré verlassen?“

„Weil Du die Welt kennen lernen mußt, weil Du nicht ewig in diesen entlegenen Winkel vergraben bleiben kannst und weil ich an Deine Zukunft denken muß.“

„An meine Zukunft? meine ganze Zukunft sind jetzt nur Sie.“

„Das würdest Du gestern Morgen nicht gesagt haben.“

„Seit gestern hat sich auch viel geändert.“

„Ach ja, mein Kind! ... Du bedarfst des Muthes.“ —

„O, an Muth wird es Ihrer Tochter nie fehlen.“

„Das freut mich, Mathilde; daran erkenne ich mein Blut.“

„Aber reisen wir denn wirklich schon so bald ab?“

„Es muß sein.“

„Wenn Sie nur wenigstens bis morgen warten wollten!“

„Wozu das?“

„Wer weiß, ob wir nicht heute einen Besuch bekommen?“

„Einen Besuch? ... Von wem denn? ich erwarte Niemanden.“

„Ich weiß nicht, aber es ist mir, als ob es Jemanden gäbe, der Sie heute besuchen und mit Ihnen sprechen möchte.“

Die Stirn des alten Edelmannes verfinsterte sich und seine Lippen zuckten.

„Davon wollen wir kein Wort mehr sprechen, Mathilde,“ sagte er.

„O ja, gerade davon müssen wir sprechen,“ erwiderte sie, indem sie das Gesicht dem grauen Barte ihres Vaters näherte, „denn wegen einiger harter Worte können ein Paar alte Freunde nicht für immer Feinde

werden. Eigentlich hat Herr von Solanges auf das Recht ..."

Mathilde hielt inne und senkte erröthend den Blick zu Boden.

Der alte Chevalier betrachtete sie mit einem unaussprechlich liebevollen Ausdrucke.

„Armes Kind!" rief er aus; „Du entschuldigst also noch das Verfahren der Leute, die Dir Kummer verursachen? Du bist ein Engel!"

Und während er seine Tochter noch ein Mal an die Brust drückte, fuhr er fort:

„Also was soll ich thun?"

„Sie sollen unsre Abreise bis morgen verschieben."

„Und morgen wirst Du sie wieder auf übermorgen verschieben wollen. Bedenke, daß meine Schwester uns erwartet."

„Nein, das glauben Sie nicht, lieber Vater. Wenn Herr von Solanges bis diesen Abend nicht kommt oder wenigstens an Sie schreibt ... o, sein Sie fest versichert, daß Ihre Mathilde auch recht gut weiß, was die Ehre gebietet ... dann verläßt sie morgen früh diesen Ort."

„Ohne Bedauern?"

„Nein, verlangen Sie nicht etwas von mir, was meine Kräfte übersteigt. Ich werde dieses Haus, in welchem ich meine ganze Jugend verlebt habe, ver-

lassen, wie man seine Heimath verläßt: mit Thränen in den Augen; wenn ich dann einst aus dem Exil zurückkehre, kann ich ihn wenigstens ohne Reue wiedersehen.“

„Nun gut, ich will nachgeben und bis morgen warten. Schicke Joseph nach der Stadt, damit er die Postpferde abbestellt.“

Mathilde that dies auf der Stelle; aber ihre Hoffnung wurde vereitelt. Der Tag verging, ohne daß Solanges in Longpré erschien und ohne daß eine Zeile von ihm seinen Besuch auf den folgenden Tag anmeldete. Am Abend wurde daher Joseph abermals nach Aumale gesandt, um die Pferde wieder zu bestellen, und dies Mal fand Mathilde keinen Grund mehr in ihrem Herzen, um ihren Vater zu einer nochmaligen Aufschiebung seines Vorhabens zu bitten.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr knallte der Postillon im Hofe und die Pferde wurden angespannt.

„Nanette,“ sagte Mathilde zu ihrem Kammermädchen, der sie jeden Kummer und jedes Geheimniß anvertraute, „ich weiß nicht, wie mir ist, aber das Herz will mir brechen. Ich habe eine unbestimmte Ahnung, daß diese Reise mir Unglück bringt.“

„Machen Sie sich keine so traurigen Gedanken, Mamsell,“ entgegnete Nanette; „ich sollte meinen,

daß Sie sich gerade freuen müßten. Reisen wir nicht nach Paris?"

„Glaubst Du, daß ich mich auf diese Reise freue?"

„Wie? ist Herr Ernst von Solanges nicht dort?"

„Allerdings; aber ich werde ihn nicht sehen."

„Wer weiß? die Stadt ist zwar groß, aber der liebe Gott ist gütig."

Ein schmerzliches Lächeln trat auf Mathildens Lippen und sie erhob den Blick wie betend zum Himmel.

Und als sie die Schwelle des väterlichen Hauses überschreiten mußte, hatte ihr Wille noch einen harten Kampf gegen das Herz zu bestehen.

Der greise Rouvray war nicht minder erschüttert als seine Tochter, und als er neben ihr im Wagen Platz genommen hatte, rollten zwei große Thränen über seine gefurchten Wangen und fielen auf Mathildens zitternde Hand.

Der Wagen fuhr fort und bald war das Haus hinter den Bäumen der Pappelallee verschwunden.

VI.

Unter dem Eindrucke ihrer schmerzlichen Gefühle und Gedanken wechselten Vater und Tochter bis zur ersten Poststation nicht ein einziges Wort. Diese Station war die Stadt Aumale.

„Ich muß Dich jetzt einige Augenblicke verlassen, mein Kind," sagte Rouvray, indem er seiner Tochter beim Aussteigen half und mit ihr in's „Hotel d'Angleterre" trat; „erwarte mich hier. In höchstens einer Viertelstunde bin ich wieder bei Dir; inzwischen werden die Pferde gewechselt, und wir fahren dann sogleich weiter."

Nach wenigen Minuten kam Rouvray bei seinem Notar, Namens Roger, an.

Herr Roger bewohnte ein hübsches neues Haus mit einem schönen Garten, am Abhange eines Hügels. Die grünen Jalousieen, die gelb angestrichenen Mauern, das eiserne Gitter mit vergoldeten Spitzen, die steiner=

nen Pfeiler mit großen Blumentöpfen darauf, die blühenden Rosensträucher und die grünen Rasenplätze: Alles hatte einen Anstrich von kokettem Luxus, der eher die Wohnung eines vornehmen jungen Herrn oder einer eleganten Modedame, als die eines gewöhnlichen Notars verrieth.

Herr Roger, königlicher Notarius in der Stadt Aumale, war indessen weder eine elegante Dame, noch ein vornehmer junger Mann, sondern er war ein alter Advocat, dessen Rücken durch die Last seiner fünfzig Jahre und Gott weiß wie vieler Contracte gekrümmt war, mit kahlem Scheitel, grauen Augenbrauen, zahnlosem Munde, hervorstehendem Kinn und einer Stahlbrille auf der rothen Nase. Er war lebhaft, flink, sauber gekleidet und repräsentirte vortrefflich die beiden Typen des Intendanten aus alter Zeit und des modernen Kleinkrämers.

Als ihm Herr von Rouvray gemeldet wurde, stand er sogleich auf und ging seinem Klienten entgegen.

„Sie haben meinen Brief erhalten, Herr Roger?“ fragte ihn der alte Edelmann, als er ihn erblickte.

„Ja, Herr Chevalier.“

„Und Sie haben Sich sogleich mit der bewußten Angelegenheit beschäftigt?“

„Ja wohl, Herr Chevalier.“

„Ist die Sache vielleicht schon realisirt?“

„Nein, noch nicht, aber ich hoffe, daß ich Ihre Wünsche sehr bald werde erfüllen können. Ich habe bereits einen Käufer, und zwar einen, der Eile hat.“

„Das ist die Hauptsache.“

„Es wird gewiß Alles leicht und schnell geordnet werden, wenn Ihre Ansprüche ...“

„Sie sind bescheiden, wie Sie wissen.“

„Das Gut Longpré hat indessen nur einen relativen Werth; außer den Wiesen und dem kleinen Gehölz besteht es eigentlich nur in einem Garten, der nichts einträgt und dessen Unterhalt im Gegentheil viel kostet.“ —

„Ich gebe dies zu.“

„Das Haus ist alt und klein, es müssen verschiedene Reparaturen daran vorgenommen werden.“

„Gut, gut, ich weiß dies Alles sehr wohl. Also genug davon, wenn ich bitten darf.“

„Außerdem wird der Käufer wahrscheinlich den Park mit einer Mauer umgeben wollen.“

„Das ist seine Sache. Sagen Sie mir gefälligst, welches Gebot er gethan hat.“

„Sechzigtausend Franken, Herr Chevalier, nicht mehr als sechzigtausend Franken.“

„Wie? sechzigtausend Franken? Das ist ja nicht die Hälfte des Werthes von Longpré!“

„Ich weiß dies wohl, Herr Chevalier, aber was hilft's? hätten Sie weniger Eile, so könnte man warten, bis sich ein andrer Liebhaber fände; aber Sie sind pressirt, Sie wollen schon in drei Tagen abschließen, und diese sind kaum hinreichend, um die Bedingungen festzusetzen.“

„Ich möchte Longpré allerdings so bald als möglich los sein; wenn aber...“

„Wollen wir es öffentlich ausbieten?“

„Nein; Sie wissen, was ich Ihnen über diesen Punkt geschrieben habe.“

„Ja wohl, ja wohl, Herr Chevalier, das tiefste Geheimniß, das unverbrüchlichste Stillschweigen. Ich habe Ihren Willen respectirt, denn bis jetzt jetzt kennt außer dem Reflectanten, mit dem wir in Unterhandlung stehen, kein Mensch Ihre Absichten.“

„Das freut mich, ich erwartete nichts Geringeres von Ihrer Klugheit.“

„Ja, die Klugheit ist ganz gut, Herr Chevalier, aber wenn man sein Gut verkaufen will, muß man es bekannt machen. Es ist ein wahres Wunder, daß ich

sogleich einen Käufer gefunden habe. Ein glücklicher Zufall wollte, daß ich gerade einen Klienten bei der Hand hatte, der sich hier in der Gegend ankaufen will; aber ich habe nicht zwei, Herr Chevalier. Es ist somit keine Concurrenz möglich, und wenn unser Mann nicht mehr geben will, müssen wir eine günstigere Gelegenheit erwarten."

„Sie wissen recht gut, Herr Roger, daß ich nicht warten kann und will."

„Aber was drängt Sie denn eigentlich? Ich kann nicht glauben, daß Sie dieses kleinen Kapitals bedürfen, denn wäre dies der Fall, so würden wir es leicht auf gute Hypothek geliehen bekommen."

„Nein, Herr Roger, ich brauche das Geld nicht und bin sogar bereit, es dem Käufer, falls er es wünscht, gegen fünf und selbst gegen vier Procent so lange zu lassen als er es wünscht."

„Das ist bei meinem Klienten nicht nöthig; sein Geld ist bereit, und wenn Sie wollen, können wir sogleich einen Tag zum Abschlusse des Contracts festsetzen."

„Er kennt wohl das Gut schon?"

„Ja, er kennt es."

„Er ist von hier oder aus der Umgegend?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß es einer meiner Klienten ist."

„Doch nicht der Graf von Solanges?“

„Nein, Sie hatten mir ja verboten, ihm etwas davon zu sagen; wenn dies nicht wäre, so würden Ihnen nicht sechzigtausend, sondern hundertzwanzigtausend, ja vielleicht hundertfunfzigtausend Franken geboten worden sein. Der Herr Graf von Solanges möchte Longpré sehr gern besitzen, und wenn Sie anderen Sinnes geworden sind, will ich noch an ihn schreiben.“

„Nein, nein, Herr Roger, e r darf am allerwenigsten etwas von dem Verkaufe erfahren, bevor er realisirt ist.“

„Ich verstehe ... ein kleiner Nachbarstreit, wahrscheinlich wieder ein Prozeßchen. Doch dies geht mich nichts an. Sie befehlen mir, daß ich verkaufen soll ich verkaufe, und damit gut. Aber wir wollen sehen, wenn der Proceß nur von geringer Bedeutung ist, so gelingt es mir vielleicht, siebzigtausend Franken zu be=, kommen.“

„Ich versichere Sie, Herr Roger, daß ich durchaus keinen Proceß mit Solanges habe.“

„Auch nicht eine kleine Grenzstreitigkeit?“

„Nicht das Mindeste.“

„Dann ist es also, wie ich sagte, nur ein Privatzwist. Aber wie können Sie um einer so geringfügigen Ursache willen eine Besitzung aufgeben, die Sie so lange bewohnen und lieb gewonnen haben?“

„Von geringfügigen Ursachen kann nicht die Rede sein, Herr Roger, wenn die Ehre im Spiel ist.“

„Ah, wenn es so ist, dann bitte ich um Entschuldigung, Herr Chevalier. Im Punkte der Ehre darf man sich nie etwas vergeben; wenn die Ehre spricht, muß das Interesse schweigen, und da ich jetzt weiß, daß die Ehre Ihres Namens von der prompten Erledigung dieser Angelegenheit abhängt, nehme ich keinen Anstand mehr, Ihnen zum baldmöglichsten Abschlusse des Geschäfts, selbst unter schlechten Bedingungen, zu rathen; diese werden noch vortheilhaft sein, wenn Sie durch dieselben Ihren Zweck erreichen. Die Ehre geht allem Andren vor, Herr Chevalier.“

„Sie sind also meiner Meinung?“

„Vollkommen.“

„Und Sie glauben, daß ich?...“

„Daß Sie die Bedingungen ganz unberücksichtigt lassen müssen. Ich an Ihrer Stelle würde mich glücklich schätzen, wenn man mir irgend ein Gebot, sei es auch noch so niedrig, auf ein Gut machte, welches zu behalten mir die Ehre verbietet.“

„Sie versprechen mir also, siebzigtausend Franken zu erlangen?“

„Erlauben Sie, Herr Chevalier, versprochen habe ich Ihnen nichts; ich habe nur gesagt, daß ich mein Möglichstes thun will, um siebzigtauseud Franken zu

erhalten. Ob meine Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden, ist eine andere Frage, und ich gestehe Ihnen sogar, daß ich dies bezweifeln möchte.“

„Nun, ich rechne auf Ihre Geschicklichkeit.“

„Das können Sie, Herr Chevalier, seien Sie versichert, daß ich Ihr Interesse nach besten Kräften wahrnehmen werde.“

„Wann könnte ich wieder zu Ihnen kommen, um den Handel definitiv abzuschließen?“

„Heute ist Donnerstag — vielleicht Sonnabend, wenn es Ihnen genehm ist.“

„Gut, also nächsten Sonnabend.“

„Ich werde Sie mit dem Käufer zum Frühstück erwarten und wir setzen dann die Bedingungen bei einem Glase Wein fest.“

„Jetzt noch eine Frage.“

„Zu Befehl, Herr Chevalier.“

„Wie heißt der Käufer?“

„Es ist kein Anderer, als der Tuchfabrikant Dubois.“

„Ich denke, der ist bankerott?“

„Gott behüte, Herr Chevalier! wenn die Angelegenheiten der Industriellen am schlechtesten stehen, dann sind sie gerade am besten bei Kasse.“

„Ich sehe, Herr Roger, daß Sie ein einsichtsvoller und erfahrener Mann sind.“

„Ich bin Notar, Herr Chevalier, nichts weiter.“

„Ja, aber ein Notar von altem Schrot und Korn, ein Notar, wie man ihrer nur jetzt noch wenige findet.“

„Dieses schmeichelhafte Zeugniß aus Ihrem Munde ehrt mich, Herr Chevalier; aber ich kann wohl sagen, daß die Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit Wilhelm Peter Archibald Roger's, königlichen Notars der Stadt Aumale, noch von Niemandem in Zweifel gezogen worden sind.“

„Daher ist Ihnen auch das Glück stets günstig gewesen.“

„O ja, so ziemlich, Herr Chevalier, argentea mediocritas. Ich habe so viel, um anständig leben und meine Kinder gut erziehen zu können.“

„Was macht Ihr Aeltester?“

„Raimund ist seit einem Jahre Advocat und hält sich zur Vollendung seiner practischen Studien in Paris auf. Ich erwarte in einigen Tagen seinen Besuch.“

„Wenn Sie einen Auftrag an ihn haben, so will ich ihn gern besorgen.“

„Sehr verbunden, Herr Chevalier, aber seine Mutter hat erst gestern an ihn geschrieben.“

„Nun gut, also nächsten Sonnabend komme ich wieder zu Ihnen.“

„Sehr wohl, um elf Uhr erwarten wir Sie. Verlassen Sie sich darauf, daß ich mein Möglichstes thun werde, damit das Geschäft ohne weiteren Verzug abgeschlossen wird.“

Diese letzten Worte begleitete der Notar mit einem sehr vergnügten Lächeln. Wir werden bald sehen, welchen geheimen Sinn dieselben verbargen.

Rouvray dagegen schien noch betrübter und sorgenvoller als bei der Abreise von Longpré zu sein. Er kehrte zu seiner Tochter in's „Hotel d'Angleterre“ zurück; die Pferde waren inzwischen gewechselt worden, und nach einigen Minuten rollte der Wagen auf der Straße nach Paris fort. —

Noch den nämlichen Abend stiegen die beiden Reisenden bei der Schwester Rouvray's, der Baronin von Caussade, ab, die sie erwartete.

Die ersten Herzensergießungen verdrängten einen Augenblick die unangenehmen Eindrücke des heutigen Tages, und man hätte an diesem Abend glauben können, daß das Glück wieder in den Kreis der Familie eingezogen sei. Frau von Caussade, die ihre Nichte seit einem Jahre nicht gesehen hatte, sah mit freudigem Erstaunen, wie schön sie geworden war. Fast mit dem Stolze einer Mutter

zählte sie alle neuen Reize auf, die sie an Mathilden entdeckte, und diese schien in der vertraulichen Unterhaltung ihren Kummer zu vergessen und die Hoffnung noch einmal in ihr Herz einziehen zu lassen. —

VII.

In ruhigerer, fast heiterer Stimmung erwachte Mathilde am folgenden Morgen.

Frau von Caussade saß schon an ihrem Bett und erwartete mit mütterlicher Liebe den ersten Blick ihrer reizenden Nichte.

„Wie, liebe Tante, Sie sind schon auf?“ rief diese, indem sie sich die großen Augen rieb.

„Schon?“ versetzte die gute Dame; „es wundert Dich wohl, daß die Stadt eher munter ist als das Land? Gewöhnlich ist dies allerdings nicht so; aber diesmal ist auch das Land in die Stadt gekommen. Der Weg war lang und ermüdend, nicht wahr, mein Kind?“

„O, ich bin an Anstrengungen gewöhnt, liebe Tante, und ich würde heute schon wieder eine solche Reise machen, wenn es sein müßte.“

„Zum Glück hast Du es nicht nöthig. —

A propos, Dein Vater ist diesen Morgen schon wieder abgereis't."

„Nach Longpré?"

„Ja, Geschäfte riefen ihn zurück."

„Geschäfte? Was für neue Geschäfte können seit gestern Abend vorgefallen sein? Sie verschweigen mir gewiß etwas, vielleicht ein Unglück?"

„Mein Gott, wie leicht beunruhigst Du Dich, Mathilde! Nein, es ist kein Unglück geschehen, und eben so wenig verhehle ich Dir etwas. Dein Vater ist in Geldangelegenheiten nach Longpré zurückgekehrt; sein Notar erwartet ihn."

„Warum hat er mir aber nichts gesagt?"

„Weil er diesen Morgen selbst noch nicht wußte, ob er abreisen sollte; erst nach langer Ueberlegung hat er sich vor einigen Minuten dazu entschlossen."

„Ich glaube Ihnen, meine gute Tante, da Sie es mir versichern; aber der Vater verhehlt mir ganz gewiß etwas. Er ist seit einigen Tagen auffallend verstimmt und gedankenvoll; es ist, als ob er Pläne im Sinne hätte, die ich nicht erfahren soll."

„Du bist ein recht thörigtes Kind! Angenommen, Dein Vater hätte Pläne, die er Dir verschweigt, so haben sie doch jedenfalls keinen andern Zweck, als Dein Glück."

„Dies weiß ich, liebe Tante, aber eben deshalb ängstige ich mich."

„Wie, das Glück ängstigt Dich?"

„Ich gestehe Ihnen, daß ich zuweilen fürchte, daß der Vater mit dem Plane umgeht, mich.... wider meinen Willen glücklich zu machen."

„So? Und wenn dies wäre?"

„Wie? Sie glauben, liebe Tante, daß ich vergessen kann?..."

„In Deinem Alter vergißt man bald."

„Ich aber nie!"

„Das Wort nie ist nicht weiblichen Geschlechts, mein Kind. Glaube meiner langjährigen Erfahrung und überlaß der Zeit die Vollendung ihres Werkes." —

„Wie wäre dies möglich, liebe Tante? kann ich meinen Versprechungen und Gefühlen untreu werden?"

„Wer sagt denn das?"

„Wenn ich sie vergäße, wäre dies ganz das Nämliche."

„Man muß indeß auch ein wenig auf die Stimme der Vernunft hören. Du willst doch hoffentlich nicht ledig bleiben?"

„Ich weiß selbst nicht was ich will. Bei Ihnen

und bei dem Vater will ich bleiben, um ihm Gesellschaft zu leisten und ihn zu pflegen.“

„Nein, Du wünschst noch etwas Andres, mein Kind, ich lese in Deinem Herzen und weiß was darin vorgeht. Ich weiß, daß Deine kindliche Liebe groß und aufopfernd ist; aber ich weiß auch, daß Du Deine Pflichten kennst und das wahre Ehrgefühl besitzest. Diese Thränen, welche Deine Augen wieder benetzen, mußt Du trocknen, Mathilde; Niemand außer Deinem Vater und mir darf sich rühmen können, sie gesehen zu haben.“

Mathilde fuhr sich rasch mit dem Tuche über die feuchten Augen und sagte dann, indem sie ihre reine Stirn der Baronin zum Kusse darbot:

„Ich verstehe Sie, liebe Tante, ich werde mich in das Unvermeidliche fügen und schweigen.“

„Der Himmel wird Dir zu Hilfe kommen, wenn es nöthig sein sollte.“

„Dann mag er sich nur beeilen, denn mir ist bange um mich!“

Mathilde war aufgestanden und ließ sich von Nanetten ihr schönes schwarzes Haar ordnen. In ihrem weißen Morgenrocke, mit träumerischem Blicke den Kopf auf die Brust gesenkt, glich sie einer Statue der Resignation.

Ein Theil des Tages verging unter dem Eindrucke der schmerzlichen Gedanken, welche die Abreise des Herrn von Rouvray erweckt hatte. Mathildens anscheinende Ruhe verbarg einen tiefen, nagenden Kummer. —

Ein Besuch unterbrach für einen Augenblick die traurige Einsamkeit.

„Herr Raimund Roger,“ meldete Nanette.

„Herr Raimund Roger?“ versetzte Frau von Caussade, „wer ist das?

„Es ist der Sohn des Notars meines Vaters,“ antwortete Mathilde.

„Ich kenne ihn nicht.“

„Aber ich kenne ihn. Er glaubt wahrscheinlich, daß der Vater hier ist und will ihm seine Aufwartung machen. Sie können ihn ohne Bedenken eintreten lassen, liebe Tante.“

Mathilde sagte dies nicht ohne eine geheime Absicht; sie hoffte nämlich, durch Raimund Roger einigen Aufschluß über die plötzliche Abreise ihres Vaters zu erhalten.

„Gut,“ sagte die Baronin; „er mag eintreten, Nanette.“

Einige Worte über das Aeußere der neuen Person, die wir in unsre Erzählung einführen.

Raimund Roger ist lang und hager. Sein Kopf ist klein, seine Arme lang, sein ganzer Körper gleicht wegen der schmalen Hüften und Schultern einer Stange; seine Haare sind schmutzigblond wie sein gewichs'ter und in drohend zum Himmel gerichtete Spitzen gedrehter Schnurrbart; seine Augen sind grün, seine Zähne weiß, seine Hände roth und seine Füße übermäßig groß. Sein Anzug macht Ansprüche auf Eleganz, erreicht aber nur eine excentrische Geckenhaftigkeit; sein Gang soll leicht sein und ist plump; er hält sich für geistreich, ist aber nur dünkelhaft.

Man sehe ihn nur eintreten; er macht eine lächerlich tiefe Verbeugung, erhebt den Hut bis an's Kinn, setzt den linken Fuß voran wie ein Tanzmeister und sein triumphirend lächelnder Mund scheint bereit, eine Fluth von Complimenten hervorströmen zu lassen. —

„Erlauben Sie gütigst, meine Damen,“ sagte er mit seiner flötenden Stimme, „daß ich Ihnen meine Huldigung darbringe und entschuldigen Sie, daß ich mir die Freiheit nehme Sie zu stören.“

„Sie sind mir willkommen, Herr Roger,“ entgegnete Frau von Caussade, „da Ihr Herr Vater das ganze Vertrauen meines Bruders besitzt. Hier ist übrigens meine Nichte, die, wie sie sagt, schon seit längerer Zeit das Vergnügen hat, Sie zu kennen.“

„In der That, ich kenne Fräulein Mathilde seit ihrer frühesten Kindheit; allein ich habe sie wenigstens zwei Jahre nicht gesehen, und sie hat sich im Laufe dieser Zeit so sehr verändert, daß ich in ihr kaum noch das kleine Mädchen erkannt haben würde, die ich sonst unter den Linden von Longpré schaukelte.“

„Sie finden mich also sehr verändert?“ fragte Mathilde.

„Ganz außerordentlich.“

„Ich mache auch an Ihnen die nämliche Bemerkung.“

„Ja, mein Fräulein, man bildet sich mit der Zeit, besonders wenn man in Paris lebt.“

„Das sehe ich.“

„Sie sind Advocat, mein Herr?“ setzte die Baronin hinzu.

„Zu dienen, gnädige Frau. Dies ist jedoch ein sehr geringes Verdienst, denn wer wäre heutzutage nicht Advocat?... Es ist daher sehr nöthig, daß man sich auszeichnet, daß man von sich reden macht.“

„Dies wird bei Ihnen nicht fehlen,“ bemerkte Mathilde in ironischem Tone.

„Ich thue mein Möglichstes, Mademoiselle, und

ich kann wohl sagen, daß meine Carrière bis jetzt nicht die unglücklichste war."

„Eine glänzende wollen Sie sagen, Herr Roger! Ihr Ruf ist bis nach Longpré gedrungen, und Ihr Herr Vater hat uns oft von Ihrer Beredsamkeit und von Ihren Siegen auf der Tribune erzählt."

„Dies müssen Sie auf Rechnung der parteiischen Vaterliebe schreiben, mein Fräulein. Ich bin allerdings so glücklich gewesen, einige verzweifelte Prozesse zu gewinnen und habe eine hinreichende Sprachgewandtheit erlangt, um Eindruck auf die Geschworenen zu machen; allein das will nicht viel sagen."

„Sie schlagen Ihre Verdienste und Talente viel zu niedrig an."

„Nein, ich affectire keine falsche Bescheidenheit, ich weiß sehr gut, daß ich keinem meiner Kollegen nachstehe; aber wenn ich einige Vorzüge vor den Meisten von ihnen habe, so verdanke ich dies meiner Weltbilbildung; denn diese trägt viel zu einer guten Meinung von einem jungen Manne bei. Habe ich nicht Recht, Frau Baronin?"

„Ohne allen Zweifel; Sie geben mir in diesem Augenblicke den sprechenden Beweis für Ihre Behauptung."

„Aus einem so erfahrenen Munde als der Ihrige

ist, Madame, muß ein solches Compliment mir außerordentlich schmeichelhaft sein."

Mathilde konnte sich kaum des Lachens enthalten.

„Wußten Sie, daß mein Vater schon wieder nach Longpré zurückgekehrt ist?" fragte sie, um das Gespräch auf den Gegenstand zu bringen, der sie am meisten interessirte.

„Ja, mein Fräulein. Ich habe diesen Morgen einen Brief von meinem Vater erhalten, mit dem er mir zu gleicher Zeit Ihre Ankunft in Paris und die sofortige Rückreise des Herrn von Rouvray nach Aumale anzeigt."

Mathilde warf ihrer Tante verstohlen einen Blick zu.

„Wie es scheint," fuhr der junge Mann fort, „haben sie morgen eine geschäftliche Zusammenkunft. Sollte Ihr Herr Vater vielleicht beabsichtigen, Longpré zu verlassen?"

„Was veranlaßt Sie zu dieser Vermuthung?" rief Mathilde.

„Durchaus nichts, es war eine einfache Frage. Es ist wohl sehr natürlich, daß man sich um die Emigrationspläne so liebenswürdiger und angenehmer Nachbarn kümmert."

„Ihr Herr Vater spricht also nicht in seinem Briefe von derartigen Plänen?“

„Keineswegs, Mademoiselle.“

„Wie kommen Sie denn darauf?“

„Mein Gott!“ sagte die Baronin, „mach' Dir doch nicht so grundlose Sorgen, Mathilde. Da Herr Roger Dich hier findet und weiß, daß mein Bruder eine geschäftliche Zusammenkunft mit seinem Notar hat, konnte er wohl annehmen, daß mein Bruder während seiner Abwesenheit Herrn Roger die Verwaltung seines Landgutes übertragen will.“

„Ganz recht, Frau Baronin, Sie haben meinen Gedanken vortrefflich ausgedrückt. Uebrigens wundere ich mich durchaus nicht, daß Fräulein von Rouvray einige Zeit in der Hauptstadt verweilen will, denn ich weiß, daß ihre intimsten Freunde seit Kurzem hier sind. Erst gestern bin ich Herrn Ernst von Solanges begegnet.“

Als Mathilde diesen Namen nennen hörte, strömte ihr alles Blut zum Herzen. Da sie aber den ironischen Sinn der letzten Worte Raimunds sogleich erkannt hatte, war die Reaction eben so rasch als der Eindruck, und eine lebhafte Röthe überzog ihre Wangen.

Mit unverkennbarer Entrüstung schwieg sie still. Frau von Caussade kam ihr zu Hilfe.

„Sie sind besser unterrichtet als wir, Herr Roger,“ sagte sie in dem ungezwungenen Tone, welcher vornehmen und gebildeten Frauen eigen ist. „Wir wußten nicht, daß die Familie Solanges sich in Paris befindet, und ich glaube sogar, daß sie wirklich noch in Neuvillette ist.“

Der junge Advokat verstand den feinen Sinn dieser Worte nicht.

„Die Familie, ja, das kann sein,“ entgegnete er; „aber ich habe auch nicht von der ganzen Familie, sondern nur von Herrn Ernst von Solanges gesprochen.“

„Aber wie konnten Sie in diesem Falle sagen, daß die Anwesenheit unserer intimsten Freunde in Paris den hiesigen Aufenthalt meiner Nichte motivire?“

Der junge Advokat sah sich in seiner eigenen Schlinge gefangen. Die Frage der Baronin schnitt ihm einen ehrenvollen Rückzug geradezu ab; er sah die Albernheit seiner Impertinenz ein und stammelte einige verlegene Entschuldigungen, wie:

„Ich glaubte... ich dachte... als ich Herrn Ernst sah... daß auch seine Eltern...“

„Sie irren sich, Herr Roger,“ fiel die Baronin in

trocknem Tone ein und zerbrach den begonnenen Satz wie ein Stück Glas.

Von diesem Augenblicke an wurde das Gespräch schleppend und drehte sich nur noch um Gemeinplätze, die Frau von Caussade ausschließlich lieferte. Der junge Cicero, der angeblich so gut zu sprechen verstand und eine so feine Weltbildung besaß, fand kein Wort mehr, um sich an der Unterhaltung zu betheiligen. Er saß wie auf Nadeln und wagte es doch nicht aufzustehen, um sich zu empfehlen.

Endlich erbarmte sich Mathilde seiner Qualen, indem sie aufstand und dadurch Raimund eine Gelegenheit bot, das Nämliche zu thun. Die Baronin fürchtete fast, zu weit gegangen zu sein, und um den ziemlich harten Ton, den sie anzunehmen für nöthig gehalten hatte, einigermaßen zu mildern, erwiderte sie die artigen Verbeugungen des Advocaten durch eine Höflichkeitsformel, indem sie sagte:

„Es wird mir angenehm sein, Herr Roger, wenn Sie mich zuweilen besuchen. Mein Haus ist jetzt so gut wie das meines Bruders, und Sie werden darin eben so freundlich aufgenommen werden, als es in dem seinigen ohne Zweifel geschehen würde.“

Die gute Dame kannte den Character des Mannes noch nicht, an den sie diese Einladung

richtete. Ihre Worte gaben ihm seine ganze Sicherheit wieder und er antwortete dreist, daß er nicht verfehlen werde, ihre Erlaubniß häufig zu benutzen.

Als Raimund Roger sich entfernt hatte, athmeten die beiden Damen viel freier.

VIII.

Während Mathilde sich noch bemühte, die trüben Wolken zu verscheuchen, welche Raimund Roger auf ihrer Stirn hervorgerufen hatte, kam der Chevalier von Rouvray in Longpré an.

Der Anblick des kleinen Schlosses mit seinem bescheidenen Garten, seinen grünen Lauben und seinen Blumenbeeten, die seine Tochter immer so sorgfältig gepflegt hatte, die Erinnerung an die glücklichen Tage, die er unter dem traulichen Dache verlebt, der Gedanke, daß er diesen Ort, an welchem er den größten Theil seines Lebens zugebracht hatte, nicht wiedersehen sollte: dies Alles versetzte den Chevalier in eine düstere, schwermüthige Stimmung. Einen Augenblick war er unschlüssig, ob er am folgenden Tage wieder zu seinem Vater gehen sollte; er wußte nicht, ob er den Muth haben werde, dieses Haus, wo er Mathilden, jetzt sein einziges Glück, sein einziger Schatz, hatte zur Welt kommen und heranwachsen sehen, für immer zu verlas-

sen. Er erschrak vor dem Gedanken, wie er ihr die traurige Nachricht mittheilen, in welchem Tone er zu ihr sagen sollte:

„Mathilde, ich habe Longpré verkauft, ohne Dir ein Wort davon zu sagen.“

In dem nämlichen Augenblicke aber bemerkte er, als er den Kopf erhob, in der Ferne die stolzen Mauern von Neuvillette.

„Nein, nein!“ rief er aus, „ich darf nicht zaudern, ich muß diese fluchwürdige Gegend verlassen, ich muß den Anblick des Schlosses fliehen, der mir unerträglich ist!“

Dieser peinliche Kampf zwischen einander widersprechenden Gedanken wiederholte sich noch oft bis zum folgenden Morgen. Die Nacht verstrich dem Chevalier langsam und in beständiger Aufregung, indem er sich bald wegen seines Vorhabens tadelte, bald sich im Gegentheil Muth zusprach, um die gefaßten Pläne auszuführen. Kaum senkte sich der Schlaf auf seine Augenlider herab, und in dem Zustande von Halbschlummer, in welchem er fast beständig lag, erschien ihm das Bild seiner Tochter wie eine verkörperte sanfte Drohung mit resignirtem und wehmüthigem Blicke, die Lippen durch ein erzwungenes Lächeln verzerrt.

Er sprang aus dem Bett und ging mit großen

Schritten auf und ab, um durch körperliche Bewegung die innere Aufregung zu betäuben.

Es war vergebens. Die Sonne ging auf und ihre ersten Strahlen vergoldeten die Dächer von Neuvillette. Dieser Anblick gab dem greisen Edelmanne seinen ganzen Stolz und seine ganze Kraft wieder. Der Gedanke an die ihm in der Person seiner Tochter zugefügte Beleidigung stieg drängender und gebieterischer als je in ihm auf. Er gab Befehl zum Anspannen, und in der nächsten Stunde fuhr er auf der Straße nach Aumale fort, ohne einen Blick zurückzuwerfen.

Roger erwartete schon seinen Klienten.

„Gute Nachrichten, Herr Chevalier, gute Nachrichten!“ rief er ihm entgegen, sobald er ihn erblickte; „ich habe mit großer Mühe fünfundsechzigtausend Franken erlangt. Wenn Sie also nicht andern Sinnes geworden sind, haben Sie nur nöthig dieses Papier zu unterschreiben; nach dem Frühstück setzen wir sogleich den Contract auf.“

„Aber genügt Ihnen denn mein Wort nicht?“ versetzte Rouvray ganz erstaunt über das Verlangen des Notars; „glauben Sie etwa, daß ich in Zeit von einer Stunde meine Gesinnungen ändere?“

„O, Gott behüte mich vor diesem Gedanken, Herr Chevalier; aber mein Klient Dubois erwartet in meinem Arbeitskabinet Ihre Unterschrift, um die seinige

unter ein anderes Papier zu setzen, das ihm die nöthigen Gelder zur Bezahlung seiner Acquisition sogleich verschaffen soll. Denn der brave Mann will Ihnen das Gut sogleich baar bezahlen, Herr Chevalier."

„Ich sehe indessen noch nicht die Nothwendigkeit ein ... und mein Wort ..."

„Aber da er es nun einmal verlangt, können Sie ihm wohl den Gefallen thun."

Mit diesen Worten legte Roger dem Chevalier das Papier vor, und dieser unterzeichnete es, ohne zu lesen. Nachdem der Notar es dann noch einmal mit einem Spürhundsblicke betrachtet hatte, sagte er in einem Tone, welcher deutlich seine geheime Freude verrieth:

„So, das wäre abgemacht. Jetzt wollen wir vor allen Dingen frühstücken."

Der alte Rouvray war aber nicht heiter während der Mahlzeit. Das finstere Leichenbittergesicht seines Käufers und dessen fast feierliches Stillschweigen waren nicht geeignet, ihn in eine frohe Stimmung zu versetzen.

Außer Dubois war noch ein Kollege des Notars anwesend, dessen Besuch sich eigentlich nicht recht erklären ließ, den aber der Notar anfangs gar nicht beachtete.

„Nun," sagte Roger nach beendigter Mahlzeit, „jetzt wollen wir ernstlich an unser Geschäft denken; haben Sie die Güte, in mein Arbeitskabinet zu treten."

Der erste Schreiber hatte den Contract bereits aufgesetzt. Es war ein Muster von juristischer Sprachgewandtheit. Roger las ihn selbst vor und Niemand fand etwas daran auszusetzen. Es waren jetzt nur noch die Namen der Contrahenten und des Notars auszufüllen.

Hier aber nahm die Sache plötzlich eine ganz neue Wendung.

„Herr Chevalier," sagte Roger, „es ist die Pflicht des Notars, bei jeder Gelegenheit das Interesse seiner Klienten wahrzunehmen. Sie werden es daher in Ordnung finden, daß ich neben dem Ihrigen, das ich bis heute stets gewissenhaft im Auge gehabt habe, auch das des Herrn Dubois nicht vernachlässige."

„Dies ist nicht mehr als recht und billig, Herr Roger," erwiderte Rouvray, „vorausgesetzt, daß Sie nicht eines von diesen Interessen dem anderen nachstellen."

„Die Erfüllung der Bitte, die ich an Sie richten will, kostet Ihnen nicht einen Centime."

„Dann sprechen Sie, Herr Roger, Ihr Wunsch ist Ihnen im Voraus gewährt, da ich weiß, daß Sie nichts von mir verlangen werden, was meinem Gewissen widerstreitet."

„Nun wohl, so will ich Ihnen ohne Weiteres sagen, wovon die Rede ist. Es handelt sich um die möglichste Verminderung der Registrirungsgebühren."

„Das dachte ich mir. Was zu dem Ende nöthig ist, will ich gern thun.“

„Ich sehe, daß wir einander vollkommen verstehen, wie ich es erwartet habe. Zuvörderst also wird mein hier anwesender Kollege, Herr Cartier, den Contract ausfertigen.“

„Wie Sie wünschen.“

„Dies ist durchaus nöthig. Dann soll anstatt Herrn Dubois' Namen mein Name als Käufer genannt werden.“

„So? warum das?“

„Die Sache ist ganz einfach. Herr Dubois tritt mir das Gut ab, und damit wir nicht doppelte Registrirungsgebühren bezahlen müssen, soll mein Name sogleich in dem ersten Contracte genannt werden, als wenn ich von Ihnen direct gekauft hätte. Ihnen kann dies ganz gleichgültig sein.“

„Also so ist die Sache...“

„Ja, ich habe den Preis von fünfundsechzigtausend Franken noch immer sehr mäßig gefunden und übernehme das Gut für diesen Preis mit dem Einverständniß des Herrn Dubois.“

„Ja, mäßig ist der Preis, da haben Sie sehr Recht; hätte ich aber dies gewußt ...“

„Mein Gott, ich wußte es diesen Morgen selbst noch nicht. Eine Summe Geldes, die vor einigen

Stunden eingegangen ist, hat mich erst auf die Idee gebracht. Was kümmert es Sie am Ende, ob Ihr Käufer Dubois oder Roger heißt? ich dächte, es könnte Ihnen ganz gleichgiltig sein, ob ich es bin oder ein Andrer."

„Das ist wohl wahr; aber wenn ich gewußt hätte, daß Sie das Geschäft für Ihre eigene Rechnung machten, würde ich wahrscheinlich auf einen höhern Preis gehalten haben."

„Sagen Sie nicht wahrscheinlich, sondern gewiß."

„Sie gestehen also ..."

„Nichts, Herr Chevalier, gar nichts."

„Herr Dubois war nur ein Strohmann."

„Ein Strohmann, ein Strohmann!" murmelte der Tuchhändler zwischen den Zähnen.

„Ja," versetzte der Notar, „so pflegt man in der That die Leute zu nennen, welche nicht selbst kaufen; allein ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Herr Dubois das Gut wirklich für sich selbst gekauft hat, wie aus diesem vollkommen rechtskräftigen Scheine hervorgeht, den Sie vorhin unterzeichnet haben."

„Allerdings," erwiderte der Chevalier, welcher einzusehen begann, daß er betrogen war, „Sie haben allerdings Ihre Vorsichtsmaßregeln gut getroffen und das Gesetz auf Ihre Seite gebracht. Aber Sie haben mich hintergangen."

„Hintergangen, Herr Chevalier? ein solcher Gedanke sei ferne von mir! im Gegentheil, ich habe Ihre Interessen wider Ihren Willen wahrgenommen. Hätten Sie gewußt, daß ich der Käufer war, so würden Sie mir Longpré nicht haben verkaufen wollen, und ich weiß, daß Sie sich des Gutes um jeden Preis auf der Stelle entäußern wollten. Wenn ich Sie daher getäuscht habe, so ist es einzig und allein in der guten Absicht geschehen, um Ihnen die Erreichung Ihres Zweckes zu erleichtern. Sollten Sie übrigens andren Sinnes geworden sein und Longpré behalten wollen, so steht es Ihnen frei, Herrn von Dubois ein vortheilhafteres Gebot zu thun als das meinige ist. Ich will Ihnen ganz offen sagen, Herr Chevalier, wie die Sache ist; ich gebe Herrn Dubois eine Prämie von fünftausend Franken und bezahle daher thatsächlich siebzigtausend Franken für Longpré. Bieten Sie ihm achtzigtausend, und er wird Ihr Gebot wahrscheinlich lieber annehmen als das meinige."

„Es ist gut, Herr Notar, wir wollen zu Ende kommen, denn diese Advokatenkniffe sind mir in den Tod zuwider; Sie wissen daß ich verkaufen will und mißbrauchen meine Lage auf die abscheulichste Art. Lassen Sie Ihren Namen in den Contract schreiben und dann genug davon. Es ist mir am Ende gleich=

giltig ob ich mein Gut an Sie oder an den Teufel verkaufe."

„Vortrefflich, Herr Chevalier, ich war überzeugt, daß wir uns bald verständigen würden. Herr Cartier, füllen Sie die Namen im Contracte aus."

Cartier that, wie ihm geheißen, und nachdem der Contract unterzeichnet war, verließ Rouvray die Höhle des Notars.

Es wurde ihm leichter um's Herz, als er wieder die freie Luft einathmete.

Die oben stattgefundene Scene und die schändliche List, deren Opfer er geworden war, zerstreute ihn von seinen schmerzlichen Gedanken, wie ein glühendes Eisen das Blut einer körperlichen Wunde stillt.

„Abscheuliches Land!" sagte er zu sich selbst, „wo die Edelleute alles Ehrgefühl und die Leute des Gesetzes allen rechtschaffenen Sinn verloren haben! Dieser Vorfall allein würde schon hinreichen, um es mir verhaßt zu machen."

Als er am Abend nach Longpré zurückkam, traf er die nöthigen Anstalten zur Räumung des Hauses.

Das Gut war mit dem ganzen Mobiliar verkauft worden, mit alleiniger Ausnahme einiger Möbeln, welche seine Tochter persönlich im Gebrauch hatte. Es bedurfte also keiner langen Vorbereitungen, und am fol-

genden Tage schon ging ein mit den Möbeln beladener Wagen nach Paris ab.

Dann reis'te auch der Chevalier wieder ab, übergab in Aumale dem neuen Besitzer die Schlüssel des Hauses, und kam noch den nämlichen Abend wieder bei seiner Tochter an.

IX.

Als Rouvray nach seiner zweitägigen Abwesenheit nach Paris zurückkehrte, befand er sich in einer gedankenvollen und sogar verlegenen Stimmung, welche Mathildens Scharfblicke nicht entging und sie in der Vermuthung bestärkte, daß ihr Vater ihr irgend etwas verhehle.

Ohngeachtet der Freude, die seine Zurückkunft ihr verursachte, konnte sie sich doch eines schmerzlichen Nebengedankens nicht erwehren.

„Es muß etwas sehr Wichtiges sein," dachte sie, „damit der Vater es mir verbirgt, denn er hat sonst eben so wenig ein Geheimniß vor mir gehabt wie ich vor ihm."

Sie wiegte sich beständig in der Hoffnung, daß ein Blick, ein unüberlegtes Wort ihr das Geheimniß verrathen werde, in welchem sie eine sie betreffende Lebensfrage vermuthete. Mit der den Frauen eigenen Klugheit versuchte sie es gleichsam, sich in's Herz ihres

Vaters einzuschleichen, um seine Wunde zu entdecken und sie womöglich zu heilen; er aber beobachtete ein beharrliches Stillschweigen oder antwortete ihr in fast bittendem Tone:

„Bald sollst Du Alles erfahren, mein Kind."

Endlich erschien der Tag der Aufklärung; aber nicht der Vater gab ihr diese, sondern die Tante.

Herr von Rouvray hatte das Schauspiel eines gerechten Schmerzes gescheut, er hatte gefürchtet, daß die Thränen seiner Tochter ihm das Herz brechen und daß er dann nicht mehr die Kraft haben werde, seine Pläne bis zu Ende durchzuführen.

Er entfernte sich daher an diesem Tage und überließ es seiner Schwester, Mathilden über die neue Lage, in die er sie ohne ihr Vorwissen versetzt hatte, die Augen zu öffnen.

Am Morgen war von dem Schwager dieser Dame, dem Grafen von Caussade, ein Brief gekommen, und dieser Brief hatte anscheinend einen heftigen Eindruck auf den Chevalier gemacht. Er hatte sich sogleich mit seiner Schwester allein eingeschlossen und nach einer langen Unterredung, welche mindestens eine Stunde dauerte, Hut und Stock genommen und sich eiligst entfernt, ohne von seiner Tochter Abschied zu nehmen, was bis jetzt noch nicht vorgekommen war.

Die Tante saß auf einem Sopha, die Nichte zu

ihren Füßen auf einem kleinen Tabouret in dem kleinen Salon des Hauses, welches Frau von Caussade bewohnte.

Beide beschäftigten sich mit einer weiblichen Handarbeit; die Tante war nachdenkend, die Nichte traurig und fast ungehalten, daß der Vater ihr vor dem Ausgehen nicht den gewohnten Abschiedskuß gegeben hatte.

„Ich habe von ernsten Dingen mit Dir zu sprechen,“ hob endlich Frau von Caussade an; „lege Deine Arbeit bei Seite und höre mich an.“

Mit diesen Worten legte sie selbst ihre Arbeit auf den nahen Tisch, zog dann ihre Nichte zu sich auf den Schooß und sprach weiter, nachdem sie einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt hatte:

„Du liebst Deinen Vater, nicht wahr, Mathilde?“

„Wie können Sie mich so fragen, liebe Tante?“

„Weil es ein Alter giebt, in welchem die Kindesliebe der jungen Mädchen noch eine andre, lebhaftere, feurigere und demnach stärkere Liebe neben sich entstehen sieht.“

„Liebe Tante!“ rief Mathilde, indem sie das erröthende Antlitz hinter dem Netze ihrer rosigen Finger verbarg.

„Schon gut, ich kenne das,“ fuhr Frau von Caussade fort; „wenn nun aber Dein Vater von Dir ver-

langte, daß Du dieser anderen Liebe um seinetwillen entsagen sollst?“

Mathilde richtete sich blaß und mit zitternder Hand empor und sagte mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Ausdrucke:

„Ich bitte Sie, gute Tante, fragen Sie mich nicht so, es ist mir peinlich.“

„Es ist gleichwohl durchaus nothwendig.“

„Warum denn? hat der Vater meine Liebe nicht gebilligt? kennt er nicht alle Geheimnisse meines Herzens? ist mein Glück nicht auch sein Glück? Ach ich sehe wohl, daß Sie diese Frage nur an mich richten, um mich auf die Probe zu stellen; nicht wahr?“

„Beruhige Dich, liebes Kind; was schadet es, wenn meine Frage wirklich nur diesen Grund hätte?... Aber sage mir aufrichtig was Du antworten würdest, wenn ich zu Dir sagte: — Mathilde, was Du Dein Glück nennst, macht Deinen Vater unglücklich; Du mußt zwischen der Liebe zu ihm und jener andren Liebe wählen, von der ich vorhin sprach.“

„Mein Gott! können Sie mich wirklich auf eine solche Folter spannen? Wozu bedarf es meiner Antwort auf diese Frage, da es doch nicht so ist und nicht sein kann?“

„Wenn es aber dennoch so wäre?“

„O, wenn es so wäre, dann würde ich sagen: hat

sich denn der Vater so sehr verändert? liebt er seine Tochter gar nicht mehr? ... Und ich würde mich ihm zu Füßen werfen und zu ihm sagen: O, seien Sie wieder mein guter Vater, der mit so zärtlicher Liebe über meine Kindheit gewacht, der mir so oft versprochen, mich glücklich zu machen, der mich gelehrt hat, den guten Gott zu lieben! ... Dies würde ich zu ihm sagen, liebe Tante, und er würde gewiß den Bitten seines Kindes Gehör geben, denn ich kenne ihn."

„Ja, Du hast Recht, Kind, Du kennst ihn und er würde allerdings das thun, was Du sagst. Eben deshalb aber mußt Du ihm Deine Thränen und Deinen Kummer sorgfältig verbergen. Dein armer Vater würde nicht die Kraft haben, ihnen zu widerstehen."

„Es ist also wahr, liebe Tante?" und ihre Thränen, die sie bis jetzt zurückgehalten hatte, brachen in Strömen hervor.

„Sei vernünftig, mein gutes Kind," sagte Frau von Caussade, die sich selbst der Thränen nicht enthalten konnte; „dem Willen der Vorsehung muß man sich unterwerfen. Bedenke übrigens, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen Herrn von Solanges und meinem Bruder aufgehört hat, und daß nach der Beleidigung, die sie einander gegenseitig zugefügt haben, an eine Versöhnung nicht zu denken ist."

„O glauben Sie das nicht, liebe Tante; ich bin

im Gegentheil fest überzeugt, daß der Friede zwischen ihnen sehr bald wiederhergestellt werden wird. Lassen Sie uns nach Longpré zurückkehren, und Sie werden es sehen."

„Mein gutes Kind, Longpré gehört Deinem Vater nicht mehr."

„Wie? Sie sagen, Longpré gehöre dem Vater nicht mehr? Longpré, wo ich geboren bin und wo ich meine Mutter habe sterben sehen?... O, das ist entsetzlich!"

Frau von Caussade schloß Mathilden in die Arme und versuchte es, ihren Kummer durch sanfte Trostworte zu beschwichtigen.

Das junge Mädchen erholte sich nach und nach; aber dieser plötzliche und fast heimliche Verkauf des Landsitzes, den sie so unaussprechlich liebte, kam ihr vor wie ein über ihr Glück verhängtes Todesurtheil.

„Aber warum ist denn das Gut verkauft worden?" fragte sie, als sie endlich wieder sprechen konnte.

„Nach dem, was vorgefallen ist, kann Dein Vater nicht dort bleiben."

„Das sehe ich nicht ein; ich wiederhole Ihnen, liebe Tante, daß ich den kleinen Zwist mit leichter Mühe geschlichtet haben würde."

„Du betrachtest die Dinge mit den Augen des Herzens, mein Kind, nicht mit denen des kalten Ver-

standes. Würdest Du etwa auch Ernsts Verbindung mit Fräulein von Armoise verhindert haben?"

Diese Worte brachten eine electrische Wirkung auf Mathilden hervor. Sie sprang auf, als wäre sie durch eine Federkraft emporgeschnellt worden.

In Folge ihres festen Vertrauens zu Ernsts Liebe hatte sie nie geglaubt, daß die Vermählung, auf welche auch Herr von Solanges angespielt hatte, zur Wirklichkeit werden könnte. Wie hätte sie an Ernst zweifeln können, da sie nie an sich selbst gezweifelt hatte?

Dieses kindliche Vertrauen vermochten selbst die Worte der Frau von Caussade nicht zu erschüttern, und deshalb erhob sie sich so ruhig und ungebeugt von dem Schlage, der jede Andere zu Boden geschmettert haben würde.

„Wer sagt Ihnen denn, liebe Tante," rief sie aus, „daß Ernst sich mit der jungen Dame vermählt, die Sie genannt haben?"

In dem Tone, mit dem sie diese Frage aussprach, lag eine eben so große Geringschätzung als Zuversicht.

Die Tante wurde davon schmerzlich ergriffen; aber sie hatte sich mit den nöthigen Beweisstücken versehen, nahm eine Nummer der „Gazette du Nivernais" aus ihrem Arbeitskästchen und reichte diese ihrer Nichte, indem sie auf einen Artikel der Rubrik „Mannichfaltiges" zeigte.

Mathilde ergriff das Blatt mit noch fester Hand,

aber schon wurde es ihrem Blicke schwer, sich auf das verhängnißvolle Papier zu richten. Sie las indessen Folgendes:

„Es ist gegenwärtig in unsrer Provinz fast von nichts als von Vermählungen die Rede. Die vornehmsten Familien scheinen sich verabredet zu haben, die letzten schönen Herbsttage durch neue Verbindungen zu verherrlichen. Man spricht unter andern von der Vermählung des Marquis von Sommerval mit Fräulein von Etioges, von der des Barons Crispé des Essarts mit Fräulein von Chassepied-Saint-Aubert, von der des Herrn von Chanceleu mit Fräulein von Rocheperse, und endlich vermählt sich die einzige Tochter des Herrn Marquis von Armoise, eine der reichsten Erbinnen des Nivernais und ganz Frankreichs, mit dem Herrn Vicomte Ernst von Solanges. Dieser junge Mann ist vor einigen Tagen mit seinem Oheim, dem Baron von Solanges, durch Nevers gereis't, um sich auf das Schloß Armoise zu begeben. Man sagt, daß das Vermögen des Verlobten nicht minder bedeutend ist als das der Braut."

Der Artikel war, wie man sieht, vollständig; es fehlte nichts darin als die Vornamen und das Alter der Betreffenden. Fräulein von Mouvray hatte nicht nöthig; ihn bis zu Ende zu lesen; das Zeitungsblatt ent

fiel ihrer Hand, ihr Kopf sank auf die Brust und ihre Arme schlaff am Körper herab.

Es war ein schmerzlicher Anblick, zu sehen, wie das reizende junge Mädchen sich endlich nach einer tapferen Gegenwehr für besiegt erklären mußte und wie sie zur Linderung ihres Kummers nicht einmal das Mittel der Verzweiflung, das man Thränen nennt, zu Hilfe rief.

Dieser letzte Schlag hatte sie so zu Boden geschmettert, daß sie nur noch als der Schatten der bisherigen Mathilde von Rouvray aus dem Kampfe hervorging.

Frau von Caussade ängstigte sich nun ernstlich wegen der Folgen dieser heftigen Gemüthserschütterung und sie bereute es bitter, daß sie den grausamen Auftrag übernommen und ausgeführt hatte. Um ihr Herz zu erleichtern, schloß sie Mathilden in die Arme und überfluthete ihre schöne Stirn mit einem Strome von Thränen.

Das arme Kind blieb kalt und gleichgiltig gegen diese theilnehmenden Liebkosungen, und dies fiel der braven Frau so auf, daß sie einen Augenblick glaubte, ihre Nichte habe den Verstand verloren.

„Mathilde!“ rief sie aus, „Du erschreckst mich, Du ängstigst mich!... Sprich mit mir, mein Kind! eher will ich die härtesten Vorwürfe von Dir hören,

als dieses entsetzliche Stillschweigen noch länger mit ansehen. Mathilde!“

„Was wünschen Sie, meine gute Tante?“ sagte Fräulein von Rouvray mit erlöschender Stimme.

„Ich will, daß Du mit mir sprichst, daß Du mir Vorwürfe machst, ja daß Du mich schlägst, weil ich Dir einen so großen Kummer bereitet habe! Noch lieber aber ist es mir, wenn Du mir verzeihst, wenn Du mir sagst, daß Du mir nicht mehr zürnst; aber sprich wenigstens, damit ich Deine Stimme höre und Deine Lippen sich bewegen sehe!“

Mathilde fiel ihrer Tante um den Hals und rief aus:

„Wie? ich sollte Ihnen, meiner zweiten Mutter, welche stets nur gütig gegen mich gewesen ist, zürnen und Vorwürfe machen?... O, das können Sie nicht glauben!“

„Und mein Bruder?“

„Ihr Bruder ist mein Vater und seine Tochter gehorcht ihm.“

„Du bist ein Engel!“ sagte Frau von Caussade, indem sie Mathilden auf die Stirn küßte. „So wisse denn, daß er sich in den letzten Tagen mit Deiner Zukunft beschäftigt hat; er hat Alles wieder gut machen wollen, und hier ist ein Brief, der vielleicht Dein Glück enthält.“

Es war das am Morgen eingegangene geheimnißvolle Schreiben.

Ein Strahl von Freude glänzte in Mathildens Augen, erlosch aber sogleich wieder, als sie an der Aufschrift sah, daß der Brief weder aus Nivernais noch von Neuvillette war.

„Mein Glück?“ wiederholte sie kopfschüttelnd und mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Woher kannst Du wissen, mein Kind, daß er Dir nicht das Glück bringt? Du darfst nicht so an der Vorsehung zweifeln. Komm, setze Dich nieder neben mich, wie vorhin, und höre mich weiter an, denn ich muß Dir noch den Inhalt dieses Briefes mittheilen.“

Mathilde setzte sich wieder auf ihr Tabouret und legte den Kopf auf den Schooß der Tante.

„Der Brief meldet uns,“ fuhr Letztere fort, „daß mein Schwager, der Graf von Caussade, dessen Du Dich gewiß noch erinnerst und der Dich in früheren Zeiten so manchmal auf den Armen gewiegt hat, übermorgen hier ankommt, und zwar mit wem? . . . rathe!“

„Ich weiß es nicht, liebe Tante.“

„Mit seinem Sohne, dem großen Karl, wie Du ihn immer nanntest. Freust Du Dich darauf, ihn einmal wiederzusehen?“

„O gewiß, liebe Tante.“

„Aber Du wirst staunen, wie er sich verändert hat; damals hatte er erst ein Epaulette, jetzt hat er zwei. Er ist jetzt ein schöner Kavallerie-Offizier, mit einem langen, schwarzen Schnurrbart, in hellblauer Uniform, mit einen prächtigen Säbel an der Seite und einer ächten Erobereremiene. Alle Mädchen sind vernarrt in ihn, und Du magst nur auf Deiner Hut sein! Wenn Du Deinem Vater Vergnügen machen willst, so begegnest Du Karln recht freundlich; willst Du das?“

„Warum sollte ich dies nicht? Aber ich verstehe Sie wohl, liebe Tante. ... Karl kommt nicht umsonst hierher, und da der Vater ihn kommen läßt, ist er wahrscheinlich ...“

Das Wort erstarb abermals auf ihren Lippen; aber keine Thräne glänzte in ihrem Auge, um ihr das Herz leichter zu machen.

„Nun ja, mein Kind,“ versetzte Frau von Caussade, „Karl kommt nach Paris, um Dich zur Gattin zu nehmen, und dies ist die Hoffnung Deines Vaters, der Trost seiner alten Tage. Mein armer Bruder geht mit raschen Schritten dem Grabe entgegen, und ehe er hinuntersteigt, will er seiner Tochter einen Beschützer sichern, sie einem Manne anvertrauen, der ihrer würdig

ist und der seine Stelle vertreten kann, wenn er nicht mehr ist."

„O sprechen Sie nicht so, liebe Tante, Sie zerreißen mir das Herz! beruhigen Sie sich, ich habe vorhin Kraft und Muth gehabt und ich werde noch mehr haben, wenn es sein muß. Der Wille des Himmels und meines Vaters geschehe!"

„Du gutes, edles Kind! Gottes Gerechtigkeit wird Deine aufopfernde Hingebung nicht unbelohnt lassen."

Frau von Caussade hielt ihre Nichte lange umarmt, und während sie noch einen Kuß auf ihre reine Stirn drückte, meldete ein Kammermädchen, daß das Mittagsessen aufgetragen sei.

„Ist Herr von Rouvray zurück?" fragte die Baronin.

Das Kammermädchen antwortete bejahend.

Die beiden Damen gingen sogleich in's Speisezimmer, in welchem der Chevalier bald darauf ebenfalls erschien. Er sah noch niedergeschlagener aus als am Morgen, und beim Eintreten warf er einen zärtlich besorgten Blick auf seine Tochter. Er erschrak über ihre Blässe, eilte auf sie zu und würde vor ihr auf die Kniee gefallen sein, hätte sie sich nicht sogleich an seine Brust geworfen.

„Lieber Vater!" rief sie aus, „bei Ihnen wird Ihre Tochter stets glücklich sein!"

Jetzt brachen endlich ihre Thränen hervor und verschafften ihr eine wohlthuende Erleichterung.

„Sie ist ein Engel!“ sagte Frau von Caussade.

Der alte Chevalier hatte nicht die Kraft zu sprechen; große Thränen rollten über seine gefurchten Wangen und fielen auf die Stirn der geliebten Tochter.

X.

Die Ankunft des Barons Karl von Caussade in Paris würde von der ganzen Familie der guten Tante mit Freude begrüßt worden sein, wenn seine Reise irgend eine andere Ursache gehabt hätte. Unter den obwaltenden Umständen aber war die Ankunft des jungen Offiziers wenigstens für eine Person fast so gut wie ein Todesurtheil.

Karl von Caussade, Rittmeister im zweiten Carabinierregiment, galt indessen allgemein für einen der schönsten Offiziere der Armee. Seine hohe Statur, sein edles, martialisches Gesicht, sein fester und offener Blick gewannen ihm in den Garnisonstädten Aller Herzen und verrückten den jungen Damen die Köpfe. Als ein ausgezeichneter Reiter und in allen Leibesübungen vollkommen, wurde er mit Recht ein Krieger aus der alten Zeit genannt, und wer ihn sah, konnte sich einer Regung von Bedauern nicht erwehren, daß

er nicht die prächtige Uniform der ehemaligen Mousquetiers trug. Es konnte in Bezug auf die Haltung und das Gesicht kaum ein wesentlicher Unterschied zwischen ihm und dem tapfern Gottfried von Bouillon stattfinden, und hätte sich der schöne Carabinier bei dem heiligen Ludwig in Taillebourg befunden, so würde er seinem Könige gewiß nicht den Ruhm gelassen haben, durch einen Hieb mit seinem langen Schwerte einen Engländer in zwei Stücke zu spalten.

Trotz seines ungewöhnlichen Glückes bei dem schönen Geschlechte aber hatte der Baron von Caussade seine ganze Bescheidenheit und Natürlichkeit zu bewahren gewußt. Er besaß den edlen, sanften Charakter, den man nicht selten bei hochgewachsenen Männern findet und war frei von dem Fehler der Dünkelhaftigkeit geblieben; ohne sich durch besonders glänzende Geistesgaben auszuzeichnen, war er doch für alles Schöne und Erhabene empfänglich. Endlich barg seine kräftige, ächt kriegerische Hülle eine schöne Seele und ein gefühlvolles Herz, dem man zuweilen ein wenig Schwäche zum Vorwurf machen konnte.

Caussade besaß ein nur mäßiges Vermögen, das sich aber mit der Zeit durch die Beerbung seiner Tante verdreifachen mußte. Er war also für Fräulein von Rouvray was man im gewöhnlichen Leben eine vortreffliche Partie zu nennen pflegt. Ohne allen Zweifel

würde auch Mathilde dieser Meinung gewesen sein, hätte nicht Ernst von Solanges schon seit langer Zeit ihr Herz ganz besessen. Aber die Liebe sprach laut in ihrem Herzen, ihre Stimme übertäubte die des Gewitters, das sich über ihrem Haupte zusammenzog, und Mathilde ließ ihr Schicksal willig an das ihres Vetters ketten, ohne einen Augenblick die innige Zuneigung zu vergessen, die sie Ernst geweiht hatte, obgleich sie ihn als eidbrüchig betrachten konnte.

Das weibliche Herz ist ein sibyllinisches Buch, in welchem die Zukunft in dem dunklen Style der Befürchtungen und Ahnungen geschrieben steht. Mathilde konnte noch immer nicht an Ernst's Wortbrüchigkeit glauben; sie hielt es für unmöglich, daß er aus freiem Willen eine Andre als sie zur Gattin nehmen könnte. Fortwährend sträubte sie sich gegen diesen Gedanken, und doch stand ihr das unglückliche Zeitungsblatt als eine drohende Wirklichkeit beständig vor der Seele. Sie hatte ein zu festes Vertrauen zu Ernst's Liebe, als daß sie hätte glauben können, er habe sie vergessen; auf der andern Seite aber konnte sie auch die Aufrichtigkeit ihrer Tante und die Herzensgüte ihres Vaters zu gut, um einen Augenblick anzunehmen, daß sie sie hätten täuschen wollen.

Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Polen schwankend, blieb Mathilde endlich bei einem Mittel-

wege stehen. „Ja," dachte sie, „Ernst wird sich mit Fräulein von Armoise vermählen, aber nur um den dringenden Bitten seiner Eltern Gehör zu geben, um sich unabweislichen Familienrücksichten zu fügen; er wird der Gatte einer Anderen werden, im Stillen aber wird er mich nach wie vor lieben und meinen Verlust schmerzlich bedauern."

Was konnte das arme Mädchen unter solchen Umständen anders thun, als ihrem Willen völlig entsagen, ohne anscheinende Abneigung die Bewerbung des Barons von Caussade anhören, den Plänen ihres Vaters keinen Widerstand leisten, um endlich mit Ergebung und fast heiteren Angesichts vor den Altar zu treten? —

Diese Ergebung und sanfte Gleichgiltigkeit verriethen sich jedoch zu deutlich, als daß sie den Blicken des jungen Offiziers hätten entgehen können. Mathilde fühlte sich ebenfalls beengt in seiner Anwesenheit, und so fest sie sich auch vorgenommen, das begonnene Opfer bis zu Ende durchzuführen, hatte sie jedoch zu gleicher Zeit beschlossen, zuvor ihr Herz dem Manne zu öffnen, der ihr Gatte werden sollte. Direct konnte sie dies indessen nicht thun und sie bat daher ihre Tante, die schwierige Aufgabe zu übernehmen. Frau von Caussade billigte das Verfahren ihrer Nichte vollkommen, und sie ließ daher eines Tages ihren Neffen zu sich rufen.

Als der junge Mann der Einladung seiner Tante nachkam, beabsichtigte er ebenfalls, ihr seine Gedanken mitzutheilen und mit ihr von der geringen Bereitwilligkeit zu sprechen, welche Mathilde für die projectirte Verbindung an den Tag legte.

„Lieber Karl," sagte die Baronin zu ihm, „ich habe Dich bitten lassen, zu mir zu kommen, weil ich Einiges mit Dir zu sprechen habe. Eine Verbindung für das ganze Leben wird nicht geschlossen, ohne daß man sich vorher offen darüber ausgesprochen hat. Es ist überhaupt gut, wenn man sich alle möglichen Fragen vorlegt, damit man nachher nichts weiter von sich zu verlangen hat, als eine aufrichtige, auch nach der Trauung fortdauernde Liebe."

„Dies ist auch meine Meinung, liebe Tante," erwiderte Caussade, „und hätten Sie mich nicht rufen lassen, so würde ich selbst, vielleicht gerade heute zu Ihnen gekommen sein, um Sie um eine solche Unterredung zu bitten."

„Du hattest mir also auch etwas zu sagen? .... Dann sprich, lieber Karl, ich höre Dich an."

„Nein, liebe Tante, Sie müssen zuerst sprechen."

„Nun gut. Also ich komme ohne lange Einleitung sogleich zur Sache. Du liebst Deine Cousine, nicht wahr?"

„Können Sie mich dies noch fragen? Sie wissen es wohl, daß ich sie liebe, und hätte ich es Ihnen auch nie gesagt, so würden Sie es doch längst errathen haben. Es ist meine erste, die einzige wirkliche Liebe, die ich bis jetzt empfunden habe."

„Du liebst sie also hinlänglich, um nur ihr Glück zu wollen?"

„Welchen andern Gedanken könnte ich haben, indem ich sie zur Gattin nehme?"

„Allerdings, es ist Dein Wunsch; aber Du wirst auch wissen, daß man auf verschiedene Art lieben kann. Zuweilen liebt man nur um seines eignen, nicht um des Glückes der Frau willen, mit der man sich verbindet."

„Daß meine Liebe so egoistisch sei, können Sie unmöglich glauben, liebe Tante. Im Gegentheil, ich möchte alle Wünsche, alle Gedanken Mathildens kennen, ebenso möchte ich die Ursache all' ihres Kummers kennen, um ihn zu lindern und zu heilen. Ich kann aber auch nicht läugnen, daß es mir zuweilen scheint, als ob Mathilde wirklich einen geheimen Gram hätte und daß ich fürchte, mich ihrer Liebe nicht würdig gezeigt zu haben; ja, ich möchte geradezu behaupten, daß sie mich nicht liebt. Dies wollte ich Ihnen sagen, dies ist der Gedanke, der mich seit einigen Tagen unablässig quält und von dem ich mich nicht losreißen kann."

„Ich sehe, lieber Karl, daß Das, was Du mir zu sagen hattest, fast ganz dem gleicht, worüber ich mit Dir sprechen wollte und daß ich wohl daran gethan habe, Dich zu fragen, ob Du Mathilden ernstlich und nicht nur um Deinetwillen liebst. Du hast mir dies versichert, und ich glaube es Dir. Die Worte, die ich Dir sagen will, müssen in der That von einer hingebenden Liebe angehört werden, welche frei ist von jedem selbstsüchtigen und eigennützigen Hintergedanken. Ja, an ein edles Herz wendet sich Mathilde durch meine Vermittelung, denn sie selbst spricht durch mich zu Dir, sie selbst will Dir mittheilen, was Du jetzt von mir hören sollst. Ihr Vater hat sie zu dieser Mittheilung, die ihre Aufrichtigkeit ihr gebietet, ermächtigt."

„Welches auch das Geheimniß sein mag, welches Sie mir entdecken werden, Sie dürfen überzeugt sein, das es in meinem Herzen ein mitfühlendes und dankbares Echo finden wird."

„Mathilde hat eine aufrichtige Zuneigung zu Dir."

„Ist es möglich, liebe Tante? kann ich an ein so großes Glück glauben?"

„Sie hat es mir gesagt."

„Dieses Wort zerstreut alle meine Besorgnisse, und was Sie mir auch noch zu sagen haben, nichts soll mein Vertrauen mehr erschüttern."

„Wenn ich Dir nun aber sagte, daß sie ohngeachtet der innigen Zuneigung zu ihrem künftigen Gatten dennoch die Erinnerung an das Bild eines ehemals Geliebten noch nicht aus ihrem Herzen hat verbannen können?.... Du erschreckst, Karl, Dein Herz ist also nicht so stark, als Du glaubtest.“

„Liebe Tante!...“

„Ich bin weit entfernt, Dir deshalb einen Vorwurf zu machen, denn gerade, wenn es anders gewesen wäre, würde ich Dich nicht begriffen haben. Bedenke indessen, daß ich von einer früheren, zwecklosen Liebe zu einem Jugendgespielen spreche, zu.... ja, ich darf Dir seinen Namen nennen, zu Ernst von Solanges....“

„Ernst von Solanges?“ wiederholte der junge Mann mit bewegter Stimme.

„Ja, es war einen Augenblick von einer Verbindung zwischen den beiden Familien die Rede gewesen und die beiden jungen Leute waren mit der Leidenschaft ihres Alters diesem Gedanken entgegengekommen. Ein Zwist hat jedoch ihre Hoffnungen zertrümmert, und Herr von Solanges steht im Begriff, sich zu vermählen.“

„Dann hat er Mathilden auch nicht geliebt!“ rief der junge Mann triumphirend.

„Wer kann es wissen?... Allerdings scheint es so, da er eine Andre zur Gattin nimmt.“

„Ich werde Mathilden beweisen, daß ich besser zu lieben verstehe, als er; ich werde es ihr beweisen, indem ich ihre Hand nur dann annehme, wenn sie mir dieselbe aus freiem Antriebe reicht; ich werde es ihr beweisen, indem ich mich bemühe, die Erinnerung an einen ihrer nicht würdigen Mann aus ihrem Gedächtnisse zu verwischen; ich werde es ihr endlich beweisen, indem ich vergesse, was ich soeben gehört habe, indem ich nie mehr daran denke, daß es einen Mann giebt, der Mathilden geliebt hat, ehe ich sie liebte.“

„Brav gesprochen, Karl!“ rief Herr von Rouvray, welcher unbemerkt bei seiner Schwester eingetreten war und die letzten Worte seines Neffen gehört hatte; „ich erwartete nichts Geringeres von einem wackeren Offizier. Vergiß aber auch nie das Versprechen, das Du eben meiner Schwester gegeben hast; es soll also nie ein Wort oder ein Blick des Vorwurfs meine Tochter an das erinnern, was Du selbst für immer vergessen willst?“

„Nie, ich schwöre es Ihnen!“

„Nie soll diese Erinnerung wie ein drohendes Gespenst bei ehelichen Zwistigkeiten zwischen Euch treten?“

„Glauben Sie überhaupt, daß jemals Unfriede zwischen uns eintreten kann?“

„Also nie soll die Vergangenheit den Himmel der Gegenwart trüben?“

„Nie, ich verspreche es Ihnen noch einmal.“

„Nun wohl, dann stehe ich Dir auch für eine glückliche Zukunft. Hättest Du meine Fragen nicht so beantwortet, wie Du es eben gethan hast, so würde ich Dir die Hand meiner Tochter nicht bewilligt haben, so herzlich ich Dich auch liebe und so sehr ich Deinen Charakter achte. Es war meine Pflicht, daß ich so mit Dir sprach, denn wir sind nicht hier, um einander zu hintergehen, sondern um uns offen die Hände zu reichen und die Wahrheit zu sprechen. Ich verhehle es Dir nicht, daß eine Verbindung Mathildens mit Ernst von Solanges einen Augenblick mein Lieblingstraum gewesen ist, nicht weil ich ihn etwa höher schätze als Dich, sondern weil die beiden Kinder zusammen aufgewachsen waren; sie hatten sich gleichsam daran gewöhnt, einander zu lieben und schöne Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Nie würde ich diese heiteren Pläne absichtlich zertrümmert haben; aber sie sind von selbst in Nichts zerfallen, und jetzt blieb mir nichts mehr übrig, als meiner Tochter einen Gatten zu wünschen, wie Du.“

„Es ist ein herrlicher Schatz, den mein Bruder Dir giebt, Karl,“ setzte die Baronin hinzu; „sorge dafür, daß Du ihn Dir erhältst.“

„O, ich danke Ihnen, liebe Tante und theurer Oheim!“ rief der junge Mann ergriffen.

„So komm mit mir in den Salon, Karl; dort werden wir Deine Braut finden.“

„Ich weiß Alles,“ sagte hier der glückliche Bräutigam leise zu Mathilden, indem er ihre Hand nahm und sie zitternd drückte.

Mathilde richtete einen ängstlich fragenden Blick auf ihren Vetter.

„Welchen Tag bestimmen Sie zu unsrer Trauung?“ fuhr der junge Baron fort.

Diesmal nahm ihr Blick einen liebevollen Ausdruck an, den ihr Verlobter noch nie darin wahrgenommen hatte, und zwei Thränen stahlen sich unter ihren Wimpern hervor.

„Die Tante wird es Ihnen sagen,“ flüsterte sie mit leiser Stimme.

Dann fiel sie ohnmächtig der Baronin in die Arme.

XI.

Raimund Roger, der Sohn des Notars von Aumale, der junge Advocat, welcher gegenwärtig seine juristischen Studien am königlichen Gerichtshofe zu Paris vollendete und den wir in dem Augenblicke kennen gelernt haben, als er der Baronin von Caussade und dem Fräulein Mathilde von Rouvray seine Aufwartung machte, hatte die Erlaubniß zu öfteren Besuchen, welche Mathildens Tante ihm gegeben, in reichem Maße benutzt.

Wer weiß, ob er nicht glaubte, daß die tiefen Seufzer des schönen Mädchens und ihr träumerisches Wesen, das er seit einiger Zeit an ihr wahrnahm, ihren Grund in einer geheimen Zuneigung zu seiner Person hatten? Die dünkelhafte Eitelkeit des jungen Mannes fand diese Idee ganz nach ihrem Geschmacke, und wenn er in den Spiegel blickte, sagte er zu sich selbst, daß er ein hinreichend einnehmendes Gesicht, eine genügend vornehme und cavaliermäßige Tournure habe, um das

Herz eines altadeligen Fräuleins zu gewinnen. Ueberdies war seiner Ansicht nach ein Roger einem Rouvray vollkommen ebenbürtig; er glaubte, der Sohn eines reichen Notars könne, ohne sich etwas zu vergeben, um die Hand eines armen Edelmannes anhalten. Er brachte die Louisd'ors und den Glanz eines Namens mit, der in der Advocatenwelt bald einen vorzüglichen Klang erhalten mußte (denn Raimund bildete sich auf seine Beredsamkeit sehr viel ein); dafür brachte Fräulein von Rouvray ihm zuvörderst ihre ausgezeichnete Schönheit, die Verwandtschaft mit den vornehmsten Familien des Landes und ein Ansehen mit, das er durch sich selbst nie erlangen konnte, und so hoffte er mit Hilfe seines geschmeidigen Charakters und seiner Weltbildung, so wie seiner zahlreichen angesehenen Verwandten einst Deputirter zu werden und eine politische Rolle zu spielen, was das Ziel des Strebens fast aller Advocaten ist.

Dies waren in der That recht hübsche Pläne, gar schöne Luftschlösser. Aber hatte der alte Roger seinen Sohn nicht dazu aufgemuntert, wachend solche Träume zu träumen, die eben so rasch verfliegen sollten als sie entstanden waren?

Der Notar hatte seinem Sohne geschrieben, daß er die Herrschaft Longpré gekauft habe und daß er sie ihm am Tage seiner Vermählung zum Hochzeitsgeschenk machen werde. Raimund betrachtete sich daher schon

als Besitzer von Longpré, und hätte er als solcher eine passendere Schloßfrau finden können als das reizende Mädchen, deren Jugend und Schönheit von jeher die herrlichste Zierde dieses Ortes gewesen war?

„Halte Dich tapfer, Raimund, und bemühe Dich, daß Du es zu etwas bringst,“ schrieb Roger ein ander Mal an seinen Sohn; „mache gute Bekanntschaften, besonders mit dem Adel, unter dem Du Dir auch eine Frau suchen mußt, denn siehst Du, mein Sohn, obgleich wir ihn nicht leiden können und ihn im Stillen zu allen Teufeln wünschen, so bleibt er doch immer der Adel, und man grüßt einen Grafen oder Marquies nicht so wie man einen einfachen Roger grüßt. Namentlich ist mir daran gelegen, daß Du Herrn von Rouvray recht oft besuchst. Wer weiß, ob der alte Chevalier nicht mit der Zeit wieder Gefallen an der Idee findet, in seinem Schlosse zu sterben, und dies kann er durch ein sehr einfaches Mittel erreichen: indem er Dir seine Tochter giebt. Sie hat zwar kein bedeutendes Vermögen; für Dich aber wäre sie immerhin eine ausgezeichnete Partie. Sie wird sich jetzt gerade in einer verdrüßlichen Stimmung befinden, denn es war hier lange von ihrer Verbindung mit Herrn von Solanges die Rede, und ich weiß aus guter Quelle, daß dieses Verhältniß abgebrochen ist. Man muß die

Umstände benutzen und, wie das Sprüchwort sagt, das Eisen schmieden, so lange es warm ist."

In diesem Tone waren alle Briefe des Notars an seinen Sohn geschrieben, und mehr bedurfte es nicht, um diesen anzufeuern. Raimund wurde ein immer häufigerer Gast bei Frau von Caussade, und da die Lächerlichkeiten des eingebildeten jungen Mannes das einzige Vergnügen waren, das Fräulein von Rouvray sich gönnte, so duldete man seine unschuldigen Besuche und nahm seine einfältigen Prätensionen ziemlich nachsichtig auf.

Die Anwesenheit des jungen Offiziers war unsrem Freier zwar anfangs unangenehm gewesen; aber in seinem Eigendünkel, der mit der Mittelmäßigkeit stets verbunden ist, hatte er bald die Entfernung gemessen, die zwischen ihm und dem Soldaten lag, und er ließ sich selbst die Gerechtigkeit widerfahren, daß auch in diesem Falle wieder der Degen vor der Toga die Flagge werde streichen müssen.

Der Baron von Caussade war im Grunde nichts als ein eleganter Offizier. Besaß er die vornehmen Manieren, die feine Bildung und die Beredsamkeit, welche anziehen und auf die Dauer fesseln? Nein, gewiß nicht. Ueberdies war er ein Verwandter, ein Vetter, der nach Paris gekommen war, um seinen Urlaub

vergnügt zuzubringen; er war also kein Anbeter, und noch weniger ein Freier.

So war Raimund nach und nach zu dem Endresultate gelangt, daß Niemand bei Fräulein von Rouvray mit ihm kämpfen konnte, und er war überzeugt, daß die Festung sich bei dem ersten ernsten Angriffe ohne Schwertstreich ergeben werde.

In Folge dieses maßlosen Selbstvertrauens begannen seine Galanterieen durchsichtiger und damit zu gleicher Zeit unerträglicher zu werden, so daß Mathilde sich vornahm, ihnen ein Ziel zu setzen.

An dem nämlichen Tage, in welchem das letzte Hinderniß der Vermählung Mathildens mit ihrem Vetter zwischen diesem und dem Chevalier beseitigt worden war, ließ sich Herr Raimund Roger bei der Baronin anmelden.

Er war wie ein Löwe aus dem Garten von Mabille gekleidet; er trug einen sogenannten Sack, anliegende Beinkleider, gestickte Weste, hellseidene Cravatte, eine Rosenknospe im Knopfloche und ein schönes Bouquet in der Hand.

Wozu das Bouquet? ...

„Hier sind einige Blumen," sagte er mit einer tiefen Verbeugung vor den beiden Damen; „ich habe sie selbst im Gewächshause gepflückt, und hielt sie nicht für unwürdig, sie Ihnen zu überreichen."

Bei diesen Worten sah er Mathilden an.

Das junge Mädchen nahm den Strauß, gab ihn der Baronin und sagte:

„Sie werden Herrn Roger für diese Aufmerksamkeit gewiß dankbar sein, liebe Tante.“

Unmittelbar darauf entfernte sie sich mit einer leichten Verbeugung.

Anstatt durch diesen unvermutheten Schlag betäubt zu werden und sofort den Rückzug anzutreten, erblickte Raimund in der eiligen Flucht Mathildens nur einen neuen Beweis von ihrer Liebe, die sie nicht mehr verleugnen konnte.

„Aus zarter Rücksicht hat sie das Bouquet ihrer Tante gegeben,“ dachte er, „und sie entfernt sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen.“

Durch diesen Gedanken ermuthigt, streckte er sich mit gewohnter Dreistigkeit in einen Lehnstuhl, den ihm die Baronin präsentirte, und leitete das Gespräch auf ein gleichgiltiges Terrain, um Frau von Caussade in seinen eigentlichen Gedanken irre zu machen.

Diese verweilte jedoch nicht lange bei dem angeregten Kapitel.

„Da Sie unter der Aristokratie so bekannt sind, Herr Roger,“ sagte sie zu ihm, „werden Sie ohne Zweifel schon erfahren haben, daß meine Nichte sich zu vermählen gedenkt.“

„Ihre Nichte? Fräulein Mathilde?“ stammelte der Advocat.

„Allerdings; ich habe nur eine Nichte, es kann also auch nur von Fräulein von Rouvray die Rede sein.“

„Es ist wahr . . . entschuldigen Sie ... ich vergaß ...“

„Ja, Herr Roger, und da Sie es noch nicht wußten, erlaube ich mir es Ihnen hiermit anzuzeigen. Meine Nichte vermählt sich mit dem Baron von Caussade, meinem Neffen, den Sie, wenn ich nicht irre, schon einige Mal bei mir gesehen haben.“

„Allerdings, in der That, Frau Baronin, ich habe das Vergnügen gehabt, Herrn von Caussade kennen zu lernen ... aber ich glaubte nicht ... ich vermuthete, daß ein Andrer ...“

„Ein Andrer? ... Wer denn, Herr Roger? Sie wissen ja, daß sonst Niemand bei uns aus und ein geht.“

„Niemand, Frau Baronin? ... Ich dächte indessen, daß ich zum Beispiel in diesem Augenblicke die Ehre habe, bei Ihnen zu sein.“

„Ganz recht; aber sehen Sie, lieber Herr Roger, ich habe mich seit einiger Zeit daran gewöhnt, Sie als einen der Unsrigen, als zur Familie gehörend, zu betrachten.“

„Dies ist sehr schmeichelhaft für mich, gnädige Frau.“

„Der Notar ist gewissermaßen der irdische Beichtvater, und Sie sind daher durch das Band, das uns an Ihren Vater kettet, mit uns verbunden.“

„Sehr richtig, gnädige Frau.“

„Ich hoffe denn auch, da Ihr Herr Vater nicht hier ist, daß Sie uns das Vergnügen machen werden, ihn bei dem kleinen Diner, das wir morgen zur Feier der Verlobung des jungen Paares geben wollen, zu vertreten.“

„Es freut mich, Madame, daß es mir vergönnt sein soll, den Sonnenaufgang einer so glücklichen Ehe mit anzusehen.“

Raimund hatte seine Fassung wieder gewonnen, und bemühte sich, seinen Complimenten einen ironischen Anstrich zu geben. Als feingebildete Frau stellte sich die Baronin, als ob sie dies nicht bemerkte. Hätte sie ihm zu verstehen gegeben, daß sie seinen Verdruß errieth, so würde sie dadurch in die Nothwendigkeit versetzt worden sein, die Ursache desselben ernster zu geißeln, als sie bis jetzt gethan hatte.

Demohngeachtet entfernte sich der Sohn des Notars, das Herz von Neid und glühendem Rachedurst erfüllt.

Er wollte sich rächen, und warum eigentlich? weil

ein Andrer glücklicher war, als er. Er wollte sich an einer Liebe rächen, um die er sich nicht offen beworben hatte und die einem Andren zu Theil geworden war; er wollte sich dafür rächen, daß er der Sohn seines Vaters war und daß er sich zu der Ehre einer hochadeligen Verbindung berufen geglaubt hatte.

Von Neid und zugleich von dem Wunsche erfüllt, den Gegenstand seines Neides herabzuziehen, fragte er sich, welcher große Unterschied zwischen ihm und Fräulein von Rouvray stattfand. Er bemerkte nicht, daß schon diese Frage eine Anerkennung des Unterschiedes war. Er war jedoch minder klug als der Fuchs in der Fabel, und beklagte sich, ja versuchte es sogar, Denen zu schaden, deren einziges Vergehen darin bestand, daß sie seine schönen Pläne nicht errathen und ermuthigt hatten.

Sobald Raimund in seiner Wohnung ankam, schrieb er einen von Gift und Galle überströmenden Brief an seinen Vater, mit dem er den abscheulichen Zweck verband, die Familie Solanges vor der Zeit von der Vermählung des Fräuleins von Rouvray in Kenntniß zu setzen.

Damit noch nicht zufrieden und in der Absicht, einen sicher treffenden, directen Schlag zu führen, schrieb er mit geschickt verstellter Handschrift folgendes anonyme Billet an Ernst von Solanges:

„Herr Ernst von Solanges wird hierdurch benachrichtigt, daß Fräulein Mathilde von Rouvray sich morgen mit dem Baron Karl von Caussade verlobt."

Die beiden Briefe wurden gleichzeitig zur Post gegeben, und Raimund ging dann, sich schadenfroh in's Fäustchen lachend, in die Oper, um sich an den hübschen Füßen und Waden des Balletcorps zu ergötzen.

XII.

Ernst von Solanges wußte noch nichts von dem, was seit seiner Abreise in Neuvilette und Longpré vorgefallen war, denn sein Vater hatte es ihm sorgfältig verschwiegen. Als er mit seinem Oheim in Nivernais ankam, hatte dieser den Augenblick für günstig gehalten, um mit ihm von der Verbindung zu sprechen, die er für ihn im Sinne hatte, und er erwartete bei seinem Neffen die größte Bereitwilligkeit für die Verwirklichung seiner Pläne zu finden. Fräulein von Armoise galt mit Recht für eine der reichsten und schönsten Erbinnen des ganzen Landes. Die Aussicht auf ein durch seltenen Reichthum verschöntes Glück war mehr als es bedurfte, um die meisten jungen Männer unserer Zeit zu verlocken.

Man denke sich daher das Erstaunen des Barons von Solanges, als sein Neffe bei der ersten Mittheilung einen entschiedenen Widerwillen gegen diese Verbindung an den Tag legte!

Der Baron hielt sich indessen noch nicht für geschlagen uud wiederholte seinen Angriff mehrere Male. Endlich aber erklärte Ernst geradezu, daß er Fräulein von Armoise nicht heirathen wolle und daß er, wenn er das Mädchen, die er liebe, nicht erhalten könne, ihr wenigstens die Treue bewahren werde.

Ernst hoffte seinen Vater nach und nach zu beugen, und wußte damals noch nicht, daß das größte Hinderniß der Realisirung seiner Wünsche von der Seite kommen sollte, wo er es am wenigsten erwartete. Er hatte keine Ahnung von der tiefen Spaltung, welche seit seiner Abreise von Neuvilette zwischen seinem Vater und dem Chevalier von Rouvray entstanden war.

Die erste Nachricht von diesem schmerzlichen Ereignisse erhielt er durch Raimund Rogers anonymes Billet.

Beim Lesen dieser geheimnißvollen Zeilen durchrieselte ein Schauder seinen ganzen Körper. Als er die Unterschrift vermißte, begann er, sich die Sache reiflicher zu überlegen und kam dadurch auf die Vermuthung, daß dieses anonyme Billet wohl eine Schlinge sein könne. Er beschloß jedoch, selbst der Sache auf den Grund zu gehen, um zu erfahren, was er von der angeblichen Verlobung Mathildens zu halten habe.

„Ich muß morgen nach Paris reisen, lieber Oheim,“ sagte er zu diesem.

„So? was willst Du denn dort?“

„Ich will mich von der Wahrheit oder Unwahrheit dieser Mittheilung überzeugen. Lesen Sie.“

Mit diesen Worten reichte er seinem Oheime das eben erhaltene Billet.

„Die Nachricht ist vollkommen begründet, lieber Ernst,“ sagte der Baron, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die vier Zeilen geworfen hatte. „Ja, Fräulein von Rouvray will sich vermählen; ich habe kürzlich einen Brief von Deinem Vater erhalten, in dem er auch mir die Nachricht mittheilte. Er hat sich mit dem Chevalier entzweit, dieser hat Longpré verkauft, ist gegenwärtig in Paris und die Verlobung ist bereits öffentlich angezeigt.“

„In diesem Falle ist meine Reise noch nothwendiger als zuvor,“ erwiderte Ernst, indem er die Hand auf das Herz legte, als ob er verhindern wollte, daß es ihm die Brust zersprenge.

„Warum?“ fragte der Baron.

„Wie? Sie können noch fragen warum, lieber Oheim? ... Um diese Verbindung zu verhindern, um mich Herrn von Rouvray zu Füßen zu werfen und ihn zu bitten, daß er diesen Gewaltschritt nicht ausführt, denn Mathilde weicht nur der Gewalt, sie ist das Opfer ihres kindlichen Gehorsams; sie gehorcht den Befehlen

ihres Vaters und geht nicht freiwillig zum Altare, dessen können Sie fest versichert sein.“

„Woher weißt Du das?“

„Um es zu erfahren, will ich eben nach Paris reisen.“

„Aber was willst Du dort thun?“

„Ich will zu Herrn von Rouvray gehen.“

„Er wird Dich nicht vorlassen.“

„Dann schreibe ich an ihn.“

„Er wird Dir antworten, daß es ihm sehr leid thue, daß er aber sein Wort nicht zurücknehmen könne.“

„In diesem Falle schreibe ich an Mathilden.“

„Mathilde wird Deinen Brief nicht annehmen, und zwar mit Recht.“

„O ja, sie wird ihn gewiß annehmen, denn sie weiß, daß ich nichts an sie schreibe, was sie nicht lesen dürfte.“

„Nun, angenommen auch, sie lies't Deinen Brief, angenommen, sie vergißt die Pflichten gegen ihren Vater und gegen sich selbst, um Dich in Deinen Plänen zu unterstützen und neue Hoffnungen in Dir zu wecken, glaubst Du, daß der Chevalier sein gegebenes Wort zurücknehmen und daß er sein Unrecht in der Spaltung, welche gegenwärtig zwischen den beiden Familien stattfindet, eingestehen wird?“

„Ich bitte Sie, lieber Oheim, brechen Sie nicht

den letzten Rest meiner Kraft, zerstören Sie nicht meine letzten Illusionen! ... Wenn der Chevalier nichts von mir wissen will, Mathilde aber mich noch nicht vergessen hat und mir einen Schein von Hoffnung zeigt, dann gehe ich zu meinem Vater und bitte ihn, daß er um einer kleinen Kränkung seines Stolzes willen seine beiden Kinder, wie er uns sonst immer nannte, nicht unglücklich machen und daß er Herrn von Rouvray die Hand der Versöhnung reichen soll, was ihm bei einem alten Freunde um so weniger Ueberwindung kosten kann, als er es für seinen einzigen Sohn thut. Er wird mir Gehör geben, lieber Oheim, und wir werden Beide das alte Freundschaftsband, das nie hätte gelockert werden sollen, wieder fester knüpfen."

„Du sprichst nur mit der Stimme Deines jugendlichen Herzens, Ernst, und berücksichtigest die menschlichen Leidenschaften nicht."

„Ich glaube meinen Ahnungen, lieber Oheim, und bin guten Muthes."

„Nun wohl, so wollen wir morgen zusammen nach Paris reisen, da Du es durchaus wünschest; aber erwarte nicht etwa, daß ich Dir bei Deinem thörigten Unternehmen irgend hilfreiche Hand leiste. Ich will Deine Hoffnungen nicht noch durch Schritte unterstützen, die ich mindestens für vergebens halte. Ehe wir jedoch abreisen, sieh' zuvor nach, von welchem

Datum das anonyme Billet ist, welches Du erhalten hast. Der Brief Deines Vaters theilt mir die Sache als bereits geschehen mit und er ist mir schon vorgestern zugekommen."

Ernst blickte hastig auf das Billet und sah, daß es neun Tage alt war und auf der Adresse zwei Poststempel hatte. Es war in der That zuerst nach Aumale gegangen und erst von dort an seine Bestimmung abgesandt worden.

„Es ist vor neun Tagen geschrieben," sagte Ernst.

„Dann ist also Fräulein von Rouvray schon seit acht Tagen die Braut des Barons von Caussade, und wir kommen höchst wahrscheinlich gerade am Hochzeitstage in Paris an. Willst Du auch jetzt noch abreisen?"

„Gewiß, lieber Oheim, unter diesen Umständen muß ich mich nur um so mehr beeilen."

„Nun, wie Du willst. Schicke Jemanden in die Stadt, um Postpferde zu bestellen."

Als Ernst in Paris ankam, eilte er sogleich zur Baronin von Caussade, da er wußte, daß der Chevalier von Rouvray mit seiner Tochter bis nach der Hochzeit dort wohnte. Er ließ sich anmelden und wurde wider Erwarten augenblicklich vorgelassen, aber von der Baronin empfangen.

Nachdem er ihr den Zweck seines Besuches erklärt hatte, sagte sie zu ihm:

„Sie kommen zu spät und auch zu früh, Herr von Solanges; zu spät, weil die Verbindung Mathildens mit ihrem Vetter fest beschlossen ist und durch nichts mehr rückgängig gemacht werden kann; zu früh, weil, wenn Sie zwölf Tage später gekommen wären, Sie mir den Schmerz erspart haben würden, Ihnen diesen Bescheid geben zu müssen, indem Ihnen dann die Journale deutlicher und entschiedener das Nämliche hätten sagen können.“

„Ich sehe wohl, Frau Baronin, daß ich keine Hoffnungen mehr nähren darf,“ erwiderte Ernst; „aber erlauben Sie mir eine Frage, die Sie nicht für indiscret halten werden und die mir Ihr Herz in Berücksichtigung der Gefühle, die mich dazu veranlassen, verzeihen wird: hat Fräulein von Rouvray gern ihre Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben?“

„Ich wäre in der That wohl berechtigt, Ihnen die Beantwortung dieser Frage zu verweigern, aber ich will Ihnen ganz offen sagen, daß Mathilde erst an dem Tage eingewilligt hat, an welchem sie erfuhr, daß Sie sich mit Fräulein von Armoise zu vermählen gedenken.“

„Mit Fräulein von Armoise? ... Wer hat ihr das gesagt? ... Es ist eine Unwahrheit!“

„Die Sache war gar kein Geheimniß, denn alle Journale des Nièvre-Departements haben sie ihren Lesern mitgetheilt.“

„Ich habe in der That auch davon gehört. Doch es wird mir nicht schwer werden, die ruchlose Hand zu entdecken, welche diese Nachricht in die Spalten der Journale gebracht hat. So erfahren Sie denn, Frau Baronin, daß mein Vater und mein Oheim zwar diese Verbindung für mich im Sinne gehabt, daß ich sie aber auf das Entschiedenste zurückgewiesen habe, denn ich wollte mich nicht mit einem Mädchen vermählen, die ich nicht lieben konnte, und gegen Fräulein von Rouvray nicht wortbrüchig werden. Ihr habe ich mein Herz gegeben, und kein Anderer kann es je besitzen.“

„Dies ist edel gedacht, Herr von Solanges, und Ihre Liebe verdiente ein besseres Loos; das Geschehene aber ist leider nicht zu ändern.“

„Wenn aber Herr von Caussade freiwillig auf Mathildens Hand verzichtete, sobald er erführe ...“

„Mein Neffe weiß schon Alles, und als er das früher zwischen Ihnen und seiner Braut bestandene Verhältniß erfahren, hat er darauf beharrt, um ihre Hand anzuhalten, ihr aber volle Freiheit gelassen, seinen Antrag anzunehmen oder zurückzuweisen.“

„Und Mathilde hat ihm ihre Hand bewilligt?“

„Ja.“

„Täuschen Sie mich auch nicht, Madame? sagen Sie mir die volle Wahrheit?“

„Wünschen Sie, daß Mathilde selbst Ihnen meine Worte bestätigt?"

„Nein, Frau Baronin, ich glaube Ihnen; was ich aus Ihrem Munde gehört habe, würde mein Tod sein, wenn ich es noch ein Mal aus Mathildens Munde hörte. Ersparen Sie mir diesen Schmerz."

„Nun wohl, dann habe ich auch eine Bitte an Sie, die Sie mir um Mathildens Ruhe willen nicht abschlagen werden; versprechen Sie mir, daß Sie den Baron von Caussade nicht besuchen wollen."

„Ich verspreche es Ihnen."

„Und daß Sie, wenn Sie sich nicht mit Fräulein von Armoise vermählen ..."

„Nimmermehr!" fiel Ernst ein.

„Daß Sie sich in diesem Falle auf einige Zeit von Paris entfernen wollen."

„Nicht nur von Paris, sondern aus Frankreich, Madame; nur fern von Frankreich kann ich jetzt meinen peinlichen Erinnerungen entfliehen."

„Sie denken und sprechen wie ein ächter Edelmann."

„Weder Sie noch Mathilde sollen je erfahren was ich leide; sie würde über ihr Werk erschrecken!"

„Geben Sie ihr nicht die Schuld, der Himmel hat in dieser Angelegenheit lauter gesprochen als die Menschen."

„Also ich schweige, Madame, und füge mich in stiller Ergebung.“

Als Ernst Frau von Caussade verließ, sah er wohl ein, daß er jeder Hoffnung entsagen mußte.

„Nun?“ fragte ihn sein Oheim, „wie sind jetzt Deine Gesinnungen? wirst Du Dich endlich zu der Verbindung mit Fräulein von Armoise entschließen?“

„Nein, lieber Oheim, ich will im Auslande den Seelenfrieden suchen, den ich hier nicht finden kann.“

„Du willst Frankreich verlassen?“

„Ja, lieber Oheim, ich reise jetzt zu meinen Eltern, um noch kurze Zeit bei ihnen zuzubringen, und reise dann nach dem Orient.“

Vierzehn Tage darauf wurde in der kleinen Kirche Saint-Louis d'Antin Fräulein Mathilde von Rouvray mit dem Baron Karl von Caussade, Rittmeister im 2. Carabinierregiment, getraut.

„Die Braut ist wunderschön!“ sagten die Frauen, welche sie vorübergehen sahen; „aber warum mag sie so blaß sein?“

Als sie durch die Kirche ging, um wieder in den an der Thür harrenden Wagen zu steigen, bemerkte sie in einem abgelegenen Winkel einen jungen Mann, der wie von der Last eines unaussprechlichen Schmerzes zu Boden gedrückt, hinter einem Pfeiler kniete und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Mathilde erkannte Ernst. Ein Schauder durchzuckte sie; es war ihr, als ob sie ein Gespenst erblickt hätte, das ihr Vorwürfe wegen ihres Treubruches machte.

Drei Tage darauf ging der Vicomte Ernst von Solanges auf dem „Ramses“ nach Alexandrien unter Segel.

XIII.

Ein Zeitraum von fünf Jahren liegt zwischen der Vermählung Mathildens mit ihrem Vetter und dem Tage, an welchem wir Ernst von Solanges unter den alten Linden der Champs Elysées wiedergefunden haben.

Nachdem wir jetzt den Schleier, der die Vergangenheit verhüllte, zum Theil gelüftet haben, können wir unsere Erzählung da wieder aufnehmen, wo wir sie unterbrochen hatten: im Boudoir der Baronin von Caussade, Rue Neuve des Mathurins.

Wir kennen die Ursache der Thränen, welche die junge Mutter ihrem Söhnchen zu verbergen bemüht war. Auch sie hatte das Bild Ernsts von Solanges nicht aus ihrem Gedächtnisse verbannen können; fünf Jahre hatten nicht hingereicht, um die zu tiefen Wunden ihres Herzens zu heilen.

Man konnte indessen nicht sagen, daß sie eine unglückliche Verbindung geschlossen hatte. Ihr Gatte

war ein Mann, der sich Ihrer Liebe vollkommen würdig zeigte, und er würde sie auch ungetheilt besessen haben, hätten sich nicht die ersten heiteren Jugendbilder so tief in Mathildens Herz eingegraben gehabt, daß sie nicht mehr zu verwischen waren.

Der Baron von Caussade hatte sogleich nach der Vermählung seine Entlassung genommen, um sich ganz seiner jungen Frau widmen zu können. Er besaß zwar keinen ausgezeichneten Geist und kein poetisches Gemüth, war aber ein braver Soldat, mit einem warm, ja leidenschaftlich fühlenden Herzen, ein seelensguter Mann und ein vortrefflicher, aufmerksamer Gatte, der Mathilden auf den Händen trug, und sie wie eine Göttin verehrte, weil er sehr wohl erkannte, daß sie ihm in geistiger Beziehung überlegen war.

Er hatte nie Anspruch darauf gemacht, seiner Gattin eine leidenschaftliche Liebe einzuflößen, aber er glaubte wenigstens, daß er sich ihre Achtung erworben habe, und da er sie oft traurig und nachdenkend sah, hatte er ihren geheimen Kummer stets respectirt und sie oft auf die zartfühlendste und wirksamste Art getröstet, indem er ihr gestattet, demselben ungehindert Luft zu machen.

Durch dieses edle Benehmen, durch diese schonende Rücksicht, die er sich zum Gesetz gemacht, hatte er sich das unbegrenzte Vertrauen seiner Gattin erworben.

Man konnte nicht gerade sagen, daß ihre Ehe eine glückliche war, denn auf beiden Seiten fehlte die heiße und innige Liebe, welche allein im Stande ist, zwei Herzen zu einem zu verschmelzen; aber es war was man eine „gute Ehe" zu nennen pflegt.

Uebrigens waren die Bande der gegenseitigen Achtung und Zuneigung durch die noch vor Ablauf des ersten Jahres erfolgte Geburt eines Knaben noch fester geknüpft worden. Dieses Kind war der Gegenstand der zärtlichsten, fast einer abgöttischen Liebe von beiden Seiten.

Ohngeachtet dieses scheinbar ruhig und heiter dahinfließenden Lebens hatten die beiden Gatten doch zuweilen ihre Augenblicke von Trübsinn und Langeweile. Ohne daß der Baron auf die Vergangenheit eifersüchtig war oder die Gegenwart bereute, empfand er doch eine gewisse Leere in seinem Herzen, und hätte er kein Kind gehabt, so würde ihm das Leben wahrscheinlich sehr öde und freudenleer vorgekommen sein.

Mathilde dagegen sah mit ängstlicher Besorgniß den geringen Erfolg ihrer fünfjährigen muthigen Anstrengungen, um ihre unglückliche Liebe aus dem Herzen zu verbannen.

Als sie erfuhr, daß Ernsts beabsichtigte Verbindung mit Fräulein von Armoise sich zerschlagen hatte und welchen Kampf er gegen seine Familie bestanden, um

sich den Verpflichtungen zu entziehen, welche ohne sein Vorwissen eingegangen worden waren, hatte sie sich selbst zur Rechenschaft gezogen und sich sehr strafbar gefunden, daß sie einen einzigen Augenblick an ihm hatte zweifeln können. Sie allein hatte die Jugendeide gebrochen, welche mit verschlungenen Händen auf den grünen Wiesen von Neuvillette oder Longpré geleistet worden waren. Ernst hatte alle Prüfungen, selbst die schwerste, Mathildens Vermählung, muthig bestanden, seine treue Liebe war siegreich aus allen Kämpfen hervorgegangen. Sie hatte daher den zweifachen Grund zu bitterem Kummer, daß sie sich Vorwürfe machen mußte und daß sie selbst die Quelle ihres Glücks verstopft hatte.

Es läßt sich leicht denken, welchen Eindruck der Anblick Ernsts in einer solchen Gemüthsverfassung auf sie machen mußte. Als sie ihn sah, kam er ihr vor wie die Erscheinung eines drohenden Gespenstes. Seine Stirn zeigte in der That die Spuren seines Schmerzes, die ein Zeitraum von fünf Jahren tief in dieselbe eingegraben hatte. Mathilde erblickte hierin ihr Werk und ermaß zu gleicher Zeit nach ihren eigenen Leiden, die Größe derjenigen, welche dieses treu liebende Herz so lange um ihretwillen erduldet hatte. Wir wollen nicht sagen, daß bei seinem Anblicke ihre Liebe wieder erwacht sei, denn sie war noch nie erloschen gewesen;

aber sie hatte sich plötzlich um das ganze Maaß des Mitleids und der Reue vermehrt, welche eine so aufopfernde Treue und Hingebung stets in einem so gefühlvollen Herzen erweckt, das sich für strafbar hält.

Der jungen Frau war bange um sich selbst, wenn sie den Zustand ihres Herzens betrachtete, und um sich den tumultuarischen Gedanken zu entziehen, die sie unablässig verfolgten, suchte sie jeden Augenblick Schutz in den kleinen Armen ihres Sohnes.

Diese Schranke hielt sie jedoch noch nicht für hinreichend, und sie ließ daher ihren Gatten bitten, er solle vor dem Frühstück auf einen Augenblick zu ihr kommen. Als er sich bei ihr anmelden ließ, trocknete sie rasch ihre noch feuchten Augen.

Herr von Caussade sah beim Eintreten sogleich, daß sie geweint hatte; aber dies kam bei ihr so häufig vor, daß er nicht darauf achtete. Er küßte seine junge Gattin und fragte sie, welcher wichtige Grund sie bewogen habe, sich der ihrer Gesundheit so nöthigen Morgenruhe zu entziehen.

„Eben von meiner Gesundheit will ich mit Dir sprechen, lieber Karl. Die Pariser Luft greift mich an; könnten wir nicht nach Caussade zu Deinem Vater gehen, um dort den Herbst vollends zuzubringen?“

Dieses Verlangen schien den Baron ein wenig zu überraschen; allein er hatte sich zum Gesetz gemacht,

jeden Wunsch seiner Gattin zu erfüllen, selbst wenn demselben nur eine Laune zum Grunde lag, von der im gegenwärtigen Falle keine Rede zu sein schien, da sie eine kräftige Ursache zu ihrer Bitte anführte.

„Sehr gern, mein Kind," antwortete er daher; „triff die nöthigen Anstalten, dann können wir abreisen, wenn Du willst, vorausgesetzt, daß es nicht vor Ablauf von acht Tagen geschieht."

„Aber die schöne Jahreszeit geht zu Ende und acht Tage sind jetzt so viel werth als zu andrer Zeit acht Wochen. Könnten wir nicht schon morgen abreisen?"

„Du brauchst doch Kleider und Hüte und manches Andere, was nicht auf der Stelle zu beschaffen ist?"

„Ich will nur wenig mitnehmen; mit Nanettens Beihilfe kann ich schon diesen Abend bereit sein."

„Das möchte ich sehr bezweifeln. Uebrigens aber habe ich vor der Abreise einige Geschäfte zu ordnen, und ich weiß nicht einmal, ob ich sie in acht Tagen werde erledigen können. Doch ich will sehen, daß ich es möglich mache."

Mathilde konnte nicht länger auf ihrem Willen bestehen, ohne ihrem Gatten die Ursache ihrer Eile zu sagen. Sie bewilligte daher die achttägige Frist, und nahm sich vor, bis zu ihrer Abreise nicht mehr auszugehen. Dies hielt sie für das sicherste Mittel, um sich

ihren Gedanken und zugleich den anklagenden Blicken Ernsts zu entziehen.

Unsere Leser werden nicht vergessen haben, daß wir ihnen im ersten Kapitel unserer Erzählung eine andere Dame vorgeführt haben, welche zufällig das nämliche Haus bewohnte wie der Baron von Caussade. Ebenso wird man sich erinnern, daß sich diese Dame durch eine Schachtel Bonbóns und durch einige Liebkosungen den kleinen Eduard von Caussade zum Freunde gemacht hatte.

Die schwarze Dame, wie der Knabe sie nannte, bewohnte die erste, die Familie Caussade die zweite Etage. Man kannte einander schon von Ansehen, als der an sich schon ganz einfache und geringfügige Vorfall vom vergangenen Abend der Bekanntschaft einen bestimmteren Charakter gab.

Eduard hatte nicht vergessen, was die Dame ihm in den Champs Elysées gesagt hatte. Die Kinder merken sich Alles und deshalb nennt man sie gefährlich, was sie in der That alle mehr oder weniger sind. Eduard erinnerte sich also des erwähnten Vorfalls und verlangte sogleich nach dem Frühstücke, daß man ihn zu der schwarzen Dame führen solle. Frau von Caussade zeigte sich in Folge eines egoistischen und eifersüchtigen Gefühls, das der Mutterliebe wohl zu verzeihen ist, nicht sehr geneigt, den Wunsch ihres Söhnchens zu erfüllen.

Mit Recht wendete sie ein, daß man sich die Verpflichtungen auflege, den Gegenbesuch dieser Dame anzunehmen, die ohne Zweifel eine ganz achtbare Frau war, die man aber eigentlich doch nicht kannte.

Der Baron dagegen sah durchaus nicht ein, warum er Eduard nicht zu ihr führen sollte. Die Dame lebte zwar ganz allein; aber war dies bei einer Witwe nicht ganz in der Ordnung? Uebrigens führte sie ein sehr anständiges Haus, wenn sie auch keine Besuche empfing und noch nie hatte sie in den drei Monaten, seitdem sie das Haus bewohnte, der spitzen Zunge der Kammerzofen den mindesten Grund zu irgend einer üblen Nachrede gegeben. Im Gegentheil, sie wurde als ein wahres Muster von strenger Sittsamkeit und Tugend genannt.

Endlich führte sie auch einen bekannten und im Osten Frankreichs sehr angesehenen Namen.

„Du weißt also wie sie heißt? fragte die junge Baronin erstaunt; „ich muß gestehen, daß ich nie daran gedacht haben würde, mich nach ihrem Namen zu erkundigen.“

„Ich kannte ihn eben so wenig als Du,“ versetzte der Baron; „Nanette hat ihn mir neulich gesagt. Wie heißt sie doch ... Frau von ... von ...“

„Wenn der Name so bekannt ist, dann wundert es mich, daß es Dir so schwer geworden ist, ihn zu behalten. — Nanette,“ fragte Mathilde das eben eintre-

tende Kammermädchen, „wie heißt die Dame, welche unter uns wohnt?“

„Frau von Sirey, Madame.“

„Sirey ist in der That ein bekannter Name, und es ist mir sogar, als ob ich ihn meinen Vater oft hätte nennen hören. Sobald er wieder zu uns kommt, will ich ihn fragen.“

Mathilde hatte bis auf Weiteres keine Einwendungen mehr zu machen; sie widersetzte sich daher nicht mehr dem Verlangen ihres Sohnes, und Herr von Caussade übernahm es selbst, ihn zu der schwarzen Dame zu führen.

Als Mathilde allein war, begab sie sich in ihr Zimmer, und nahm das erste beste Buch zur Hand, um sich zu zerstreuen. Kaum aber hatte sie gedankenlos einige Seiten gelesen, so hörte sie, daß ihre Thür leise geöffnet wurde. Sie blickte auf und sah Nanetten eintreten.

Wir haben diese zwar schon in Longpré kennen gelernt und damals eine flüchtige Skizze von ihrem Aeußeren entworfen, müssen aber jetzt noch einmal auf ihr Portrait zurückkommen.

Sie war nicht mehr die rothwangige Bauerdirne, deren Gesicht den Aepfeln glich, welche ihr Vater, seines Standes ein Obstzüchter, erbaute, sondern sie war schmächtig geworden wie ein Schilfrohr; ihre plumpe

Gestalt hatte mehr Geschmeidigkeit und Eleganz erhalten, ihr Gesicht hatte jene von Gesundheit strotzende Röthe, welche in der Stadt mit mitleidiger Geringschätzung betrachtet wird, und selbst ihre Hände die ursprüngliche braune Farbe verloren; da jedoch ihre Augen so blau und ihre Haare so aschblond wie zuvor geblieben waren, konnte man sie jetzt ein recht hübsches Mädchen, ein munteres Zöfchen nennen.

Sie hatte ihre Gebieterin nach Paris begleitet und war ihr jetzt noch treuer ergeben als sonst, wenn dies überhaupt möglich war.

„Was willst Du, Nanette?“ fragte sie Mathilde mit ihrer glockenreinen, schwermüthigen Stimme. „Ich hatte Dich ja gebeten, mich allein zu lassen?“

„O, ich habe wichtige Neuigkeiten für Sie, gnädige Frau,“ antwortete Nanette, indem sie den Zipfel ihres Tändelschürzchens verlegen zwischen den Fingern drehte. „Denken Sie sich, ich habe den kleinen Peter wiedergesehen ... Sie wissen, den Bedienten des Herrn Vicomte?“

Frau von Caussade erschrak, beherrschte sich aber sogleich wieder und fragte:

„Was kann mich dies interessiren?“

„O, Madame, das dürfen Sie nicht sagen! ich habe einen klaren Blick und sehe Sie oft im Stillen

weinen, was mir immer herzlich leid thut und mir selbst Thränen in die Augen lockt."

„Du bist eiu gutes Mädchen, Nanette."

„Dann denke ich allemal, daß Ihr Kummer gewiß daher rührt, weil ... weil ... Sie noch an ihn denken. Ich sage dies nicht etwa, um Sie zu kränken ... aber sehen Sie, man darf nicht vor Gram sterben, und ich habe daher Peter sagen lassen, daß er mich einmal besuchen solle."

„Du wußtest also, daß er in Paris ist?"

„Ja, ich hatte es durch meine Mutter erfahren. Ach, wenn Sie wüßten, gnädige Frau, wie unglücklich der arme Herr Vicomte ist! ... Peter sagt, das Herz könnte Einem brechen, wenn man es so mit ansähe."

„Ich habe Dich mehr als einmal gebeten, Nanette, daß Du nicht von diesen längst vergangenen Zeiten sprechen sollst."

„Ich kann es nicht, Madame, es geht mir zu nahe, wenn ich Sie so im Stillen leiden und sich grämen sehe!"

„Du bist recht thörigt, Nanette; weißt Du nicht, daß ich nicht mehr mir selbst angehöre und daß ich die Sklavin meiner Pflichten sein muß und sein will?"

„O was denken Sie von mir, Madame? ... Gott behüte mich vor dem Gedanken, daß ich Ihnen

je etwas sagen könnte, was eine rechtschaffene Frau nicht hören darf!"

„Das freut mich, Nanette; aber warum erinnerst Du mich dann immer wieder an Dinge, die ich aus meinem Gedächtnisse verbannen muß?"

„Nein, gnädige Frau, ich will Sie an nichts erinnern, aber es scheint mir, daß man deshalb immer ein wenig Mitleid mit seinem Nächsten und ... mit sich selbst empfinden kann, und daß es wohlthuend ist, wenn man weiß, was Diejenigen, die uns geliebt haben und noch lieben, denken und thun. Ist das eine Sünde?"

„Nein, gewiß nicht, Nanette, aber es kann wenigstens den Anschein einer Sünde haben, und eine rechtschaffene Frau, wie Du sagst, muß den Schein einer Sünde eben so sorgfältig vermeiden wie die Sünde selbst."

„Ich sehe wohl, daß Sie nicht hören wollen, was ich Ihnen zu sagen hatte," sagte Nanette mit einer reizend schmollenden Miene; „ich will daher wieder gehen."

„Nanette, Nanette!" rief Frau von Caussade mit Lebhaftigkeit, „Du betrübst mich wirklich tief! Doch ich will Dich anhören ... sprich, was hast Du mir wohl zu sagen?"

„Sie werden mich schelten, wenn ich es sage."

„Es ist also etwas Böses?"

„O nein, das nicht, im Gegentheil, es kann ein Unglück verhüten.“

„Ein Unglück? was denn für ein Unglück?“

„Peter hat mir Dinge gesagt, die ganz und gar nicht beruhigend sind.“

„Was denn? was hat er Dir gesagt? ... Du erschreckst mich!“

„Ich weiß es selbst nicht recht, gnädige Frau ... er hat mir gesagt, daß sein Herr ... ach, wie einfältig bin ich doch! ... ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. ... Lesen Sie lieber dieses Briefchen, darin wird Alles stehen.“

„Gieb es mir, gieb es mir!“ rief Mathilde mit angstvoller Stimme.

Mit diesen Worten entriß sie der schlauen Zofe das Billet, welches diese vom Anbeginn der Scene in der Schürzentasche herumgedreht hatte.

„Endlich hat sie es!“ dachte die verschmitzte Nanette, und indem sie einen Finger auf ihren halb lächelnden Mund legte, entfloh sie mit eiligen Schritten und ließ das Billet in der Hand ihrer Gebieterin zurück, die sie dahin gebracht hatte, daß sie es selbst von ihr verlangte.

Man sieht, daß Nanette zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

XIV.

Bedarf es wohl der Erwähnung, daß Frau von Caussade trotz ihrer festen Grundsätze und der makellosen Reinheit ihres Gewissens, das Briefchen ohne Besinnen erbrach?

Sie erkannte auf den ersten Blick Ernsts Hand.

Jetzt fürchtete sie, ihn zu lesen; aber eine unwiderstehliche Gewalt zog sie in die Schlinge, die eine unschuldige List ihr gelegt hatte.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob sie den letzten Rest ihrer Bedenklichkeiten verscheuchen wollte, und las Folgendes:

„Verzeihen Sie mir, Madame, wenn eine Stimme es wagt, zu Ihnen in das geheiligte Asyl der Familie zu dringen und einen Augenblick die heitere Ruhe einer wolkenlosen Existenz zu stören. Aber diese Stimme ist jetzt so schwach, sie ist so weit entfernt und wird sogleich wieder auf so lange

Zeit verstummen, daß Sie sie ohne Besorgniß anhören können.

„Zum zweiten Male will ich meine Familie und mein Vaterland verlassen, um diesmal nicht eher zurückzukehren, als bis ich den Becher des Vergessens bis auf den letzten Tropfen geleert habe; dies heißt mit andern Worten: um nie wiederzukehren.

„Aber ehe ich dieses lange Exil antrete, ist der Gedanke in mir aufgestiegen, ob ich nicht, nach dem Beispiele der Alten, das Bild der schützenden Gottheiten mit mir nehmen sollte, deren freundlicher Blick mit Liebe auf meine ersten Hoffnungen und Träume herabgesehen hat. Mit Entsetzen habe ich mir die Einsamkeit und Verlassenheit vergegenwärtigt, in der ich mich auf fremdem Boden befinden werde, und ich habe gefürchtet, daß es mir an Kraft fehlen werde, um geduldig das Ziel meines traurigen Erdenwallens zu erwarten.

„Soll ich es Ihnen gestehen? selbst Gott, den Sie und meine Mutter mich erkennen gelehrt haben, erscheint mir durch den Schleier meiner verworrenen Gedanken und meines in Dunkel gehüllten Herzens nur noch in einer unbestimmten, nebelgleichen Form, die ich umsonst zu ergreifen suche. Mehr als je fühle ich das Bedürfniß, Kraft und Trost bei ihm zu suchen, und die Wolken meiner Erziehung, deren Verkehrt-

heit ich jetzt einsehe, verbergen ihn beharrlich meinen Blicken.

„Ich habe meine Mutter verloren, Sie allein sind mir geblieben, und Sie allein können mit Ihren Engelsschwingen wie sonst die Nebel zerstreuen, die mich umfangen. Bringen Sie mir wie die Taube der Arche den Oelzweig, der mir den Frieden und den heiteren Himmel verkündet, den Ihre Stimme mich lieben gelehrt hatte.

„Erinnern Sie sich des Büchleins, aus dem meine Mutter uns oft unter den alten Linden von Neuvillette vorlas? In diesem Buche will ich das Licht und den Frieden suchen, den ich nicht erreichen kann.

„Ich bitte Sie um dieses Buch; geben Sie es mir, es soll das letzte Pfand der süßen Zuneigung, die uns in der Jugend an einander kettete, es soll der gesegnete Oelzweig, der Verkünder des Sonnenscheins sein. In diesem Buche will ich die Spuren Ihres Odems und Ihrer Gedanken suchen, vielleicht finde ich darin den göttlichen Lichtstrahl, der Sie beseelt und erleuchtet.

„Verlange ich zu viel? ...

„Ich bitte eine Schwester, die den Bruder ihrer Kindheit gewiß nicht ganz vergessen hat, um diese letzte Wohlthat.

„Ernst.“

Es würde unmöglich sein, den Eindruck zu beschreiben, den dieser Brief auf Frau von Caussade machte, wie plötzlich auf ihrer Stirn der Ausdruck der erhabensten und doch resignirtesten Liebe strahlte, wie ihre Arme schlaff am Körper herabfielen und wie ein heißer Thränenstrom aus ihren Augen stürzte und den in ihrem Schooße liegenden Brief überfluthete.

„Mein Gott!“ rief sie, indem sie die schönen Augen zum Himmel erhob und die Hände faltete, „erlaubst Du es denn, daß ich ich etwas für ihn thue?“

Sie stand auf, nahm ein Ebenholzkästchen von ihrer Etagère, öffnete es und nahm ein Buch heraus, auf das sie einen langen innigen Kuß drückte. Dann schlug sie es auf, ließ den Blick mit sanfter Schwermuth auf den Seiten ruhen und sprach mit einem unbeschreiblichen Lächeln:

„Du glückliches Büchlein, das seit fünf Jahren mich stets getröstet hat, wenn ich schwach werden wollte, das mich stets aufgerichtet hat, wenn ich unterliegen wollte, erfülle jetzt in seinen Händen die nämliche Aufgabe, und mögest Du ihm die Ruhe wieder verschaffen, die ich aus seinem Herzen vertrieben habe! mögest Du ihm meinen Kummer wiedererzählen, den Du allein kennst, damit er aus meinem Beispiele lernt, sich in das Unvermeidliche zu ergeben, und aus der langen Dauer des Kampfes die Größe meiner Liebe zu ermessen!“

Dann nahm sie einen Bleistift und schrieb mit zitternder Hand folgende Worte auf die erste Seite des Buches:

„Lesen Sie und beten Sie; auch ich will für Sie beten; aber warum wollen Sie sich entfernen?“

Hierauf schlug sie das Buch in einen Bogen weißes Papier und schellte ihrem Kammermädchen.

„Ist Peter noch hier, Nanette?“

„Ja, gnädige Frau.“

„So gieb ihm dieses Packet.“

Hocherfreut über dies glückliche Gelingen ihrer List, nahm Nanette das Packet; blieb aber lächelnd stehen, als ob sie weitere Befehle erwarte. Mathilde war so mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie es nicht bemerkte.

„Haben Sie mir nichts weiter zu befehlen, gnädige Frau?“ fragte die Zofe endlich.

„Nein, liebes Kind.“

„Wenn Sie es indessen erlauben wollten, möchte ich Ihnen noch etwas sagen.“

„Was denn?“

„Oder vielmehr etwas zeigen. Sehen Sie dort unten. ...“

Mathildens Augen folgten der bezeichneten Richtung und in dem nämlichen Augenblicke legte sie mit einem halb unterdrücktem Schrei die Hand auf's Herz.

Sie hatte durch das Fenster Ernst von Solanges erblickt, der auf der Straße mit ängstlicher Ungeduld die Antwort auf seinen Brief erwartete.

Hinter den Fenstervorhängen verborgen, betrachtete ihn Mathilde, bis Peter ihm das Packet überreicht hatte.

Nanette hatte wahrscheinlich das Geheimniß ihrer Gebieterin verrathen, denn der junge Mann blickte nach dem Fenster hinauf und legte zum Zeichen des Dankes die Hand auf das Herz.

Mehr konnte Mathilde nicht sehen; ihr Blick verschleierte sich und sie mußte sich setzen, um nicht zu Boden zu sinken.

XV.

Ernst von Solanges eilte sogleich mit seinem Schatze nach Hause und zerriß hastig den Umschlag, der das geliebte Buch seinen Blicken verbarg. Seine erste Bewegung war, daß er es mit heißen Küssen bedeckte. Es war ihm, als ob er auf jeder Seite die geheimen Gedanken der Inniggeliebten lesen könnte, die ihnen so oft ihren Kummer und Gram geklagt hatte.

Das Buch war auch ganz geeignet für ein Paar gebrochene und trauernde Herzen, denn es enthielt das melancholische Hirtengedicht Bernardins de Saint-Pierre: „Paul und Virginie," deren Geschichte der Verfasser der Natur abgelauscht hat.

Ernst blätterte es vom Anfang bis zu Ende durch, und jedes Blatt erinnerte ihn an die glücklichen Tage seiner ersten Jugend. Jede Stunde dieses entschwundenen Glückes hatte auf den beredten Seiten eine Spur zurückgelassen; jede Zeile, jedes Wort, jede Sylbe war für ihn gleichsam ein alter Freund und Gefährte, mit

dem er die für immer verschwundene schöne Zeit noch einmal im Geiste durchlebte.

So blätterte er ohngefähr eine Stunde lang in dem alten Vertrauten seiner Jugendjahre und rief sich jedes Wort in's Gedächtniß zurück, das Mathilde gesprochen hatte, als ihre Mutter ihnen daraus vorlas. Als er das letzte Blatt umgewendet hatte, fing er wieder von vorn an, und jetzt erst erblickte er auf der ersten Seite die Worte, welche Mathilde mit Bleistift an den Rand derselben geschrieben hatte. Er las:

„Lesen Sie und beten Sie; auch ich will für Sie beten; aber warum wollen Sie sich entfernen?"

Er fuhr heftig zusammen, denn diese Worte hatten für ihn einen tiefen Sinn.

Ohne sich einen Grund angeben zu können, errieth er doch, daß Mathilde ebenfalls gelitten, daß sie seit fünf Jahren gegen ihre nur halb erloschene Liebe gekämpft hatte und daß diese Liebe jetzt mit ihrer ganzen Stärke und in ihrer ganzen Reinheit wieder erwacht war.

Manches Blatt des Büchleins war zerknittert, manche Seite zeigte die Spuren bitterer Thränen. Diese Seiten las Ernst zuerst, immer aber kehrte er wieder zu den wenigen Worten zurück, welche Mathilde auf die erste geschrieben hatte.

„Sie fragt mich, warum ich mich entfernen will!"

sie fürchtet also nicht die möglichen Folgen meines Hierbleibens?“

Ernst wußte natürlich nicht, daß Frau von Caussade selbst die Absicht hatte, seine Nähe zu fliehen. Nanette war davon noch nichts bekannt und sie hatte es daher auch Peter nicht sagen können, der es seinem Herrn gewiß sogleich mitgetheilt haben würde. Ernst konnte daher in der Frage: „Warum wollen Sie sich entfernen?“ nur den geheimen Wunsch Mathildens erblicken, ihn zurückzuhalten, damit sie ihn wiedersehen konnte.

Dies war gewiß ein schlimmer Gedanke, und er giebt einen Beweis dafür, daß die unschuldigste Absicht nicht immer hinreicht, um eine Frau gegen jeden Vorwurf zu schützen und daß das gleichgiltigste Wort in manchen Fällen unter dem Einflusse des Interesses oder der Liebe eine wichtige Bedeutung erhalten kann.

Ernst glaubte, daß Frau von Caussade ihn bitte, sich nicht zu entfernen, und dieser schüchternen Bitte, welche seiner Meinung nach lediglich aus zartfühlendem Takte in Form einer Frage ausgesprochen wurde, konnte er nicht lange widerstehen.

„Nun gut,“ dachte er, „da sie es will, so bleibe ich. Sie soll erfahren, welche Herrschaft sie noch immer über meinen Willen ausübt.“

Er nahm eine Feder und schrieb folgende Worte an sie:

„Der Engel hat mich schon besucht, Mathilde, und er hat mir befohlen, daß ich bleiben soll; darf ich ihm ungehorsam sein?

„Ernst.“

Dann rief er Peter, erinnerte sich aber im nächsten Augenblicke, daß er ihm bis zum Abend seine Freiheit gegeben hatte, und da er keinem Andren das Billet auvertrauen konnte, so verschloß er es bis zur Zurückkunft des Bedienten in seinem Secretair.

In diesem Augenblicke trat Gustav von Sauvigny ein. Der junge Dandy, mit dem wir schon früher Bekanntschaft gemacht haben, wollte seinen Freund abholen, um mit ihm zu Mittag zu speisen. Der Verdruß, den ihm sein mißglücktes Liebesabenteuer vom vorigen Abend verursacht hatte, sprach noch aus seinem Gesicht und seine frohe Laune war noch nicht ganz zurückgekehrt.

Dagegen war Ernsts Stirn nicht mehr so finster als gestern, und sein Freund bemerkte dies sogleich.

„Nun?“ sagte Gustav, „wie es scheint, haben wir die Rollen gewechselt? heute bist Du heiter, und ich bin trübsinnig wie ein Leichenbitter.“

„Ja, lieber Freund,“ erwiderte Ernst, „seit gestern hat sich auch Vieles geändert.“

„Das merke ich."

„Ich reise nun nicht mehr."

„So? nun, dafür will ich fort."

„Du? warum denn?"

„Weil ich wüthend bin!"

„Auf wem denn?"

„Auf mich selbst!"

„Du hast wohl den Verstand verloren?"

„So ist es, und ich glaube, Gott verzeihe es mir, daß mein Herz auch mit zum Teufel gegangen ist! Ich bin verliebt, aber ernsthaft, ganz ernsthaft."

„Das hast Du mir schon gestern gesagt; hast Du mir nichts Neueres und besonders nichts Wahreres zu berichten?"

„Du bist ein gefühlloser Mensch! Aber so sind die jungen Leute heutzutage alle; sie glauben an nichts mehr, sie haben nur noch ein höhnisches, mitleidiges Lächeln für Unglückliche, wie ich, die von der Liebe verzehrt werden. Also auch Du, Ernst, den ich immer für gefühlvoller hielt als den großen Haufen, den ich immer für fähig gehalten habe, die Qualen des Herzens zu verstehen, auch Deine Seele hat der unreine Odem des Jahrhunderts verdorrt, auch bei Dir ist die herrliche Blume der Jugend, die man nie wieder findet, wenn man sie einmal verloren hat, schon verwelkt!"

Es klang ziemlich komisch, den flatterhaften, leichtsinnigen, unbeständigen und lebenslustigen Sauvigny in diesem Tone gegen die Gefühllosigkeit und Härte des treuen, aufopfernden, sentimentalen und schwärmerischen Solanges deklamiren zu hören.

Dieser würde sich auch höchlich daran ergötzt haben, wenn alle solche Herzensangelegenheiten ihn nicht eher betrübt als erheitert hätten, so wenig er sie auch aus dem Munde seines Freundes für Ernst hielte.

„Nun, da auch Du von der Tarantel gestochen bist,“ sagte er, „will ich Dir ebenfalls die Heilmittel anrathen, welche Du mir vorgeschlagen hast. Du mußt Dich betäuben, lieber Freund, Du mußt Dir eine Trösterin suchen, und da Du Deine geheimnißvolle Blondine nicht erreichen kannst, mußt Du eine Brünette verfolgen.“

„Nein, das geht nicht, lieber Freund. Ich habe schon die ganze Stadt durchwandert, ich habe alle Alkoven besucht, ich habe alle Boudoirs aufgesprengt und mich auf alle Causeusen der Hauptstadt gesetzt; ich habe mit den schwermüthigsten Johannen, mit den muntersten Marien und den majestätischesten Judiths von Liebe sprechen wollen; aber ich bin übel von ihnen empfangen worden. Die Judiths haben über mein trübseliges Gesicht höhnisch gelächelt, die Marien haben mein Loos beklagt und die Johannen haben mir geradezu

in's Gesicht gelacht. Ich habe daher alle Circen und Armiden meiner Bekanntschaft zum Teufel gewünscht und habe mich noch einmal zur Verfolgung der andren Zaubrerin aufgemacht, deren Namen ich noch nicht kenne."

„Diesen Abend bist Du vielleicht glücklicher."

„O, diesen Abend gehe ich ihr nicht von den Fersen, ich klammere mich an sie an, ich lasse mich von ihrem Wagen mit fortschleifen und mich eher von den Rädern zermalmen, als daß ich nicht endlich ihre Wohnung entdecke."

„Gustav, Du phantasierst; ich werde wirklich besorgt um Dich."

„Du mußt wissen, daß ich zu lieben verstehe, daß ich, wenn ich einmal wirklich liebe, auch mit der ganzen Gluth der Leidenschaft liebe, und dies nimmt Dich natürlich Wunder, weil Du die Liebe nur als einen Vorwand zur Melancholie und als ein bequemes Mittel betrachtest, um sich ohne Grund ein wenig Kummer zu machen. Mit Einem Worte, Du liebst im Traume, ich aber liebe wachend, und deshalb kannst Du mich nicht begreifen. Aber nun komm, wir wollen zu Tische gehen."

Die beiden Freunde entfernten sich zusammen.

Ernst von Solanges wohnte in der Rue d'Isly, und man konnte daher auf zwei verschiedenen Wegen

auf die Boulevards gelangen: entweder durch die Rue de la Ferme, oder durch die Rue des Mathurins. Da in dieser, an der Ecke der Rue Mogador Frau von Caussade wohnte, wählte Ernst den zweiten Weg.

Als sie bei dem Eckhause der Rue Mogador vorüber kamen, sagte Ernst mit einem Seufzer:

„Hier wohnt sie!“

„Auch in diesem Punkte bist Du glücklicher als ich,“ erwiderte Gustav mechanisch; „Du kennst wenigstens ihre Wohnung und kannst auf spanische Manier unter ihren Fenstern seufzen. Bringst Du ihr zuweilen Serenaden?“

Bei diesen Worten blickte er nach den ersten Etagen des Hauses hinauf; in dem nämlichen Augenblicke aber rief er erschrocken aus:

„Himmel, was habe ich gesehen? ... Sie ist's! ... ich muß fort. ...“

Zu gleicher Zeit riß er sich von Ernsts Arme los und verschwand in der Hausthür, während sein Freund ganz bestürzt auf der Straße zurückblieb.

Er blickte nun ebenfalls empor und betrachtete forschend die Fenster des Hauses; die der zweiten Etage waren sämmtlich hermetisch verschlossen und kein menschliches Gesicht ließ sich dahinter sehen, im ersten Stock aber war das Fenster der abgestumpften Ecke geöffnet und man bemerkte hinter Blumen halb verborgen das

reizende Köpfchen der schönen Unbekannten von den Champs Elysées.

Welch' ein sonderbares Zusammentreffen! Gustavs Flamme wohnte mit Mathilden in dem nämlichen Hause!

Jetzt konnte sich Ernst das Erstaunen und die eilige Flucht seines Freundes wohl erklären. Um nicht bemerkt zu werden und durch seine Anwesenheit die Geliebte zu beunruhigen, entfernte er sich langsam, aber nicht ohne noch mehrere Male nach den Fenstern der zweiten Etage hinaufzusehen; allein es zeigte sich Niemand.

Ernst ging nun in's Café Foy, wo die beiden Freunde zu speisen pflegten, um Gustav daselbst zu erwarten.

Nachdem er eine Zeitlang gewartet hatte, ohne daß Gustav erschien, nahm er an, daß sein Besuch diesmal nicht zurückgewiesen worden sei, und er setzte sich daher allein zu Tische, ohne weiter an das Abenteuer seines Freundes zu denken.

XVI.

Die schwarze Dame, die schöne Unbekannte, die reizende Blondine von den Champs Elysées, mit Einem Worte, Frau von Sirey, hatte eine der schönsten und elegantesten Wohnungen, die man sich denken konnte.

Schon wenn man in's Vorzimmer trat, erkannte man die Anwesenheit einer fein gebildeten Dame, denn nirgends erblickte man etwas Ueberflüssiges, wie in den meisten modern eingerichteten Wohnungen. Nirgends herrschte Ueberladung oder auffallende Pracht, sondern im Gegentheil eine gewisse imposante und doch wohlthuende Einfachheit, welche Achtung gebietet und dabei eine kokette Eleganz nicht ausschließt.

Seit Balzac's unsterblichen Schilderungen sind viele elegante Damenwohnungen beschrieben worden und wir könnten daher diejenigen Leser, die an solchen Beschreibungen Gefallen finden, auf unsere Vorgänger verweisen; aber nicht eine einzige davon würde eine Idee

von den Räumen geben, in die wir jetzt zum ersten Male eintreten.

Die Wohnung der Frau von Sirey hatte mit keiner andren die geringste Aehnlichkeit; sie hatte einen ganz besonderen Charakter, wie ihre Inwohnerin, etwas Geheimnißvolles und Schmachtendes wie diese. Hinter einer eher bescheidenen als prächtigen Außenseite verbarg sich ein eigenthümlicher Zauber, der sich erst nach und nach zeigte, nachdem man schon, ohne es zu wissen, von der Macht desselben gefesselt war.

Das reizende Geschöpf schien diesem Orte ihre Grazie und ihren berauschenden Duft eingehaucht zu haben. Ueberall glaubte man ihr Bild zu erblicken, in den Spiegeln und in den Gemälderahmen, in den Möbeln von Eichen- und Ebenholz, in den dunklen Tapeten und Vorhängen, die in reichem Faltenwurfe von der Decke bis zum Fußboden herabfielen.

Ein Zimmer trug besonders das eigenthümliche Gepräge dieser merkwürdigen Frau; es war das, welches an der abgestumpften Ecke des Hauses lag und ein regelmäßiges Sechseck bildete, das von drei Fenstern erleuchtet wurde, von denen das mittelste, das sich an der Ecke befand, mit einem ganz mit Blumen bedeckten steinernen Balcon versehen war, während die beiden andern von schweren seidenen Vorhängen so dicht verhüllt wurden, daß sie nur einen schwachen

Lichtschein in's Zimmer fallen ließen. Das Mittelfenster dagegen hatte nur einen dünnen Vorhang von gesticktem Musselin und ließ daher einen breiten Lichtstrom herein.

In Folge dessen war der mittlere Raum des Gemaches hell erleuchtet, die Seitenpartieen aber beständig in ein geheimnißvolles Halbdunkel gehüllt. Frau von Siry, deren schneeweißer, glänzender Teint nicht nöthig hatte, das Tageslicht zu scheuen, saß gewöhnlich in diesem Lichtstrahle, wie eine Göttin in ihrem Tempel.

Obgleich das Zimmer ziemlich groß war, so konnte man es doch nicht einen Salon, aber eben so wenig ein Boudoir nennen; es war ein Mittelding zwischen Beidem, etwas Eigenthümliches und Sonderbares, etwas Blendendes und Mysteriöses wie das Geschöpf, das es durch seine Anwesenheit belebte.

An den Wänden erblickte man nur einen sichtbaren Eingang, der sich dem Balconfenster gegenüber befand. Diese Thür wurde durch einen dreifachen schweren Vorhang verschlossen, durch den man in einen völlig dunklen Gang gelangte, welcher in einen hermetisch verschlossenen kleinen Salon führte, der nur durch eine Alabasterlampe schwach erleuchtet wurde. Kurz, es war Alles so eingerichtet, um Erstaunen zu erwecken und Schweigen zu gebieten.

Die Decoration bestand aus langen königsblauen Tapeten, welche durch dicke braun= und gelbseidene Schnuren an den Wänden festgehalten wurden. Die Decke war eben so drapirt, so daß man glauben konnte, daß man sich in dem Zelte eines orientalischen Fürsten befand.

Das Zimmer hatte keinen Kamin und nirgends erblickte man Vergoldungen. Ein venetianischer Spiegel hing an der dunkelsten Wand, um zu beweisen, daß er nie um Rath gefragt wurde, ihm gegenüber eine Stutzuhr von Bronze, deren Zifferblatt nicht einmal zu sehen war, zum Beweis, daß man in diesem Gemache nie die Stunden zählte; außerdem zwei kleine Statuetten, ebenfalls von Bronze, welche die Rachel in zwei verschiedenen Stellungen und Kostümen darstellten, ein dicker wollener Teppich mit gelben Mustern auf schwarzem Grunde, und endlich ein prächtiges Tigerfell vor dem Balconfenster, an welchem die Semiramis dieses asiatischen Zeltes zu sitzen pflegte.

Als Möbeln ein Pianoforte, eine Causeuse, zwei Lehnstühle von Ebenholz, und zehn bis zwölf Kissen, welche, wie in einem orientalischen Harem, ohne bestimmte Ordnung umher lagen. Diese Kissen und Möbeln waren mit einem den Tapeten und Vorhängen ähnlichem Stoffe überzogen.

So hat man ein ohngefähres Bild von diesem

Salon, oder Boudoir oder Heiligthum, wie man es nennen will; nichts was die Anwesenheit einer Frau oder eines Mannes verrieth; überall eine eigenthümliche, bezaubernde Einfachheit, eine geschmackvolle Eleganz ohne überflüssige Pracht.

Hier auf ihrem Throne, ich möchte fast sagen, auf ihrem Altare sitzend, empfing Frau von Sirey den Besuch des Barons von Caussade.

Wir mußten dieses mysteriöse Gemach mit einigen flüchtigen Zügen schildern, damit man sich das Erstaunen und fast die Bestürzung von Mathildens Gatten bei seinem Eintritt in diesen Tempel denken konnte. Er war einen Augenblick wie geblendet und vermochte kaum seine Begrüßungsformel hervorzustammeln.

Der tapfere Soldat hatte beim Anblick des schwachen Weibes die Fassung verloren.

Ohne sich aus ihrem Lehnstuhle zu erheben, zeigte sie dem Baron einen andren ihr gegenüber und ließ den kleinen Eduard auf einem Kissen neben sich niedersetzen.

Erwartete Frau von Sirey den Besuch des Barons von Caussade? Die Antwort auf diese Frage wäre in der That von Wichtigkeit und würde sogleich einen Lichtstrahl auf die sonderbare Person wie auf den Charakter ihrer Gedanken werfen. Aber es ist besser, wir lassen die Ereignisse sprechen; ihre Antwort wird

klarer und bestimmter sein und sie werden besser als wir es vermögen die geheimsten Falten dieses verschlossenen Herzens enthüllen.

Bemerken müssen wir jedoch, daß die junge Witwe an diesem Tage zum ersten Male ihren Traueranzug abgelegt hatte und daß sie einen mit Spitzen und blauem Bande reich garnirten perlgrauen Morgenrock trug.

Sie war reizend schön in diesem einfachen Négligé. Ihre schwarzen Haare wallten in üppigen Locken über ihre Schultern herab; den Ellnbogen auf die Armlehne gestützt und den Kopf in die Hand gelegt, beschrieb ihr Körper in dieser sinnenden Stellung einen wellenförmigen Bogen von unbeschreiblicher Eleganz, den nur der Bleistift eines Vidal oder Gavarni zeichnen könnte. Diese nachlässige Stellung, der schmachtende Ausdruck ihres Blickes, der weiche Ton ihrer Stimme: Alles an ihr hatte einen um so verführerischeren Zauber, als die Gefahr bei ihr von einem Schleier natürlichen, würdevollen Ernstes verhüllt wurde, der keinen Gedanken an Mißtrauen aufkommen ließ.

Man nahte sich ihr ohne Furcht und kehrte berauscht und gefesselt von ihr zurück.

Nachdem die ersten üblichen Complimente gewechselt waren, versuchte der Baron von Caussade, welcher Zeit gehabt hatte, seine Fassung wieder zu gewinnen,

das Gespräch zu beginnen. Sein Sohn bot ihm den natürlichsten Stoff dazu.

„Wissen Sie wohl, Madame," hob er an, „daß mein Eduard uns nicht eher in Ruhe gelassen hat, als bis er unsre Erlaubniß hatte, die schwarze Dame, wie er Sie nennt, besuchen zu dürfen?"

„Das dürfen Sie mir nicht sagen, Herr Baron, Sie machen mich zu stolz."

„Wenn Sie Ursache hätten, auf eine solche Eroberung stolz zu sein, so würde ich Ihnen versichern, daß sie vollständig ist."

„Seien Sie im Gegentheil überzeugt, daß sie für mich von der größten Wichtigkeit ist. Denn es ist die einzige Zuneigung, die ich in meinem Leben noch zu hoffen habe."

„Ich weiß nicht, Madame, welches chimairische Gelübde Sie abgelegt haben; aber es würde ein öffentliches Unglück sein, wenn Sie darauf beharrten, es zu halten. Was würde aus dem Heere der Anbeter werden, die Sie bewundern?"

„Sie sind nichts als Gecken, die sich darüber wundern, daß eine Frau ihren Lorgnetten trotzt und ihre liebäugelnden Blicke verachtet."

„Mag sein; aber wie nennen Sie Diejenigen, die Sie von ferne stillschweigend betrachten und Ihr

Bild noch im Herzen tragen, auch wenn sie Sie nicht mehr sehen?“

„O, solche Unglückliche habe ich noch nicht auf meinem Gewiss.n. Die Männer sind in diesem Punkte abscheulich indiscret, und da ich alle ihre Briefe verbrenne, da meine Thür bis jetzt noch Keinem geöffnet worden ist, werden Sie mir erlauben anzunehmen, daß das Uebel noch nicht viele Opfer verlangt hat.“

„Dies möchte ich nicht behaupten. Obgleich Sie sich in Ihr Zimmer einschließen und Niemanden empfangen, begegnet man Ihnen doch auf Ihren einsamen Promenaden; bedarf es noch mehr, um von Ihnen bezaubert zu werden und um sich, ohne es Ihnen zu sagen, in resignirtem Schmerze zu fügen?“

„Kennen Sie solche?“

„Vielleicht ...“

„Dann nennen Sie mir sie nicht, denn ich würde ohne Zweifel die Illusionen verlieren, die sie in mir wecken, und dies wäre sehr Schade.“

„Illusionen, sagen Sie? glauben Sie nicht ...“

„Das thue ich eben, nein, ich glaube nicht. Was würde es mir auch nützen, wenn ich glaubte? ... Ich muß Ihnen sagen, Herr Baron, daß ich meine Laufbahn als geschlossen betrachte; ich habe nicht nur keine Illusionen mehr, sondern empfinde im Gegentheil einen bitteren Schmerz, die Folge trauriger Enttäuschungen.“

Indem Frau von Sirey dies sagte, fuhr sie sich mit der Hand über die Augen, setzte aber sogleich hinzu:

„Genug davon; wozu soll ich Sie durch meine Klagen langweilen?“

„Im Gegentheil, Madame, wir müssen gerade davon sprechen. Sie empfangen keine Besuche, und doch würde ein befreundetes Herz in Ihren einsamen und traurigen Stunden eine wohlthuende Stütze für Sie sein.“

„Ein befreundetes Herz? ... Ja, Sie haben Recht, die Schwierigkeit liegt nur darin, ein solches zu finden. Ist es eine Frau, der wir unser Vertrauen schenken, so will sie uns zerstreuen und in Gesellschaften ziehen, uns auf Bälle und zu anderen Festlichkeiten mitnehmen, ja vielleicht sogar uns bewegen, selbst Gesellschaften zu geben, kurz, uns zwingen, ihre Neigungen zu theilen, unter dem Vorwande, daß die unsrigen mit denselben übereinstimmen. Ist es ein Mann, dann ist es noch viel schlimmer; für's Erste beschränken wir dadurch unsre Freiheit, und dann glaube ich nicht an ein bloßes Freundschaftsverhältniß zwischen einer Frau und einem Manne. Auf der einen oder auf der andren Seite ist stets ein Nebenzweck im Hintergrunde verborgen, und man setzt sich, um einen

Schmerz zu lindern, der Gefahr aus, sich hundert andere zu bereiten."

„Sie widerlegen mir im Voraus alle Einwürfe, die ich machen wollte, Madame; aber sollte es Ihnen nicht möglich sein, in den Hafen einzulaufen, ohne an diese Klippen zu stoßen?"

„Ich verstehe, Sie meinen, ich soll mich verheirathen. Nein, Herr Baron, darüber bin ich hinaus. Vor fünf Jahren habe ich meinen Gatten, Herrn von Sirey, verloren, und ich lege heute zum ersten Male den Trauerschleier ab. Glauben Sie aber nicht, daß ich ihn deshalb vergessen werde. Ich habe das Gelübde gethan, ihm treu zu bleiben, und ich werde es halten."

„Aber glauben Sie nicht wenigstens, daß Sie Jemanden finden können, der Ihre Neigungen, Ihre Gewohnheiten und selbst Ihre Aversionen theilte."

„Ich will Ihnen sagen, was mir fehlt: ein Kind ... ein Knabe wie dieser. Hätte ich ein Kind, dann würde ich mich nicht einsam und verlassen fühlen, und es würde mich wenigstens an geliebte Züge erinnern. Ach, Frau vou Caussade ist sehr glücklich!"

Die junge Frau zog Eduard an die Brust und bedeckte ihn mit Küssen, als ob er ihr eigener Sohn gewesen wäre. Als sie wieder aufblickte, konnte man eine Thräne in ihren Augen glänzen sehen.

Unser Rittmeister, dem es an der Spitze seiner Escadron nie an Muth gefehlt hatte, konnte dem Anblicke eines so heftigen und ungeheuchelten Schmerzes nicht widerstehen; er fühlte sich tief ergriffen und wußte nicht, wie er das Gespräch wieder auf einen heiteren Gegenstand lenken sollte. Zu seinem Glücke schien Frau von Sirey in dem Ausbruche ihrer Zärtlichkeit und ihres Schmerzes seine Anwesenheit ganz vergessen zu haben, denn sie entfernte sich mit Eduard durch eine verborgene Tapetenthür. Als sie zurückkam, hatte der Knabe ein kostbares, reich mit Silber eingelegtes Kästchen von Rosenholz in der Hand.

Er kam auf seinen Vater zu und sagte zu ihm:

„Sieh', Papa, dieses schöne Kästchen hat mir die Dame gegeben!"

„Das ist zu schön, als daß sie daran denken konnte, es Dir zu geben," erwiderte der Baron.

„Im Gegentheil," versetzte Frau von Sirey, „es ist bei Weitem nicht so viel werth, als das Vergnügen, das mir Eduard durch seinen Besuch bereitet hat."

„Aber bedenken Sie doch, Madame, ein so kostbares Geschenk! ..."

„Ich hatte geglaubt, Herr von Caussade, daß ich in Ihnen ein Muster jenes Freundes finden würde, von dem Sie vorhin sprachen, und jetzt wollen Sie schon

meinen Launen hinderlich in den Weg treten. Ich sage Ihnen im Voraus, daß ich sehr viele habe und Sie müssen sie sich schon gefallen lassen. Ich habe dem Kleinen Bonbons gegeben, und dazu braucht er nothwendig ein Kästchen, damit er sie aufbewahren kann."

„O, Madame, Sie sind noch reizender als ich geglaubt hatte, und ich widerrufe was ich vorhin gesagt habe; Sie thun sehr wohl daran, daß Sie keine Besuche empfangen, denn wer zwei Mal zu Ihnen käme, würde unfehlbar Kopf und Herz bei Ihnen zurücklassen."

„Da Sie aber, Herr Baron, dies Beides bei Ihrer liebenswürdigen Gemahlin zurücklassen, wenn Sie sie verlassen, so werden Sie mich gewiß wieder besuchen, und zwar mit Eduard, wenn die Mutter es erlaubt."

Der Baron wußte selbst nicht was er antwortete; wahrscheinlich aber war es ein Versprechen.

Frau von Sircy umarmte und küßte den Knaben noch einmal und begleitete ihn dann mit seinem Vater bis in den kleinen Salon zurück.

Ohngeachtet des eigenthümlichen Zaubers, von dem man in dieser Wohnung festgehalten wurde, athmete Caussade doch viel freier, als er die Schwelle

wieder überschritten hatte. Als er aber in seiner Wohnung ankam, zog er sich, ohne noch einmal zu seiner Gattin zu gehen, sogleich in sein Zimmer zurück, als ob er gefürchtet hätte, daß Mathilde seine aufgeregte Stimmung bemerken könnte.

XVII.

Als Frau von Sirey wieder allein war, setzte sie sich, wie gewöhnlich, in ihren Lehnstuhl am Fenster und gab sich den Gedanken hin, die ihre Brust bewegten.

Was ging hinter dieser weißen, marmorglatten Stirn vor? welcher Plan wurde in diesem schönen Kopfe entworfen? ...“

Sie war ganz in Nachdenken vertieft, als ein Kammermädchen mit gebräuntem Gesicht und kohlschwarzen Haaren leise die Thür öffnete und eintrat.

„Was giebt's?“ fragte die Gebieterin in kurzem und trocknem Tone.

„Ein junger Mann wünscht mit Ihnen zu sprechen, gnädige Frau.“

„Du weißt, daß meine Thür, den Baron von Caussade ausgenommen, Jedermann verschlossen ist.“

„Dies weiß ich, Madame, und ich habe ihn auch Ihren Befehlen gemäß abweisen wollen; aber er hat sich nicht abweisen lassen und gesagt, daß Sie ihn sogleich vorlassen würden, wenn Sie seinen Namen erführen, den er auf dieses Blatt Papier geschrieben hat.“

„Laß sehen.“

Frau von Sirey riß dem Kammermädchen den Zettel aus der Hand und als sie einen Blick darauf geworfen hatte, rief sie aus:

„Herr von Solanges? ... Was mag er von mir wollen? sollte er ahnen? ... Aber nein, es ist unmöglich! ... Nein, ich kann und will ihn nicht empfangen.“

Die Zofe ließ sich dies nicht zwei Mal sagen und ging auf die Thür zu, um dem Bedienten den Willen ihrer Gebieterin mitzutheilen.

„Warte noch einen Augenblick,“ befahl diese plötzlich.

Dann sagte sie zu sich selbst:

„Ja, ich muß wissen, warum er zu mir kommt ... ob er etwa entdeckt hat. ... Ja, ich muß wissen, woran ich bin. Er soll kommen,“ setzte sie laut hinzu.

Dann ließ sie sich wieder in ihren Lehnstuhl nieder und bemühte sich, die Spuren der Aufregung, die einen

Augenblick in ihren Zügen sichtbar gewesen waren, zu verwischen.

Kaum hatte sie ihren Anzug ein wenig geordnet und eine wohlstudirte Stellung angenommen, so stürzte ein junger Mann in's Zimmer und fiel vor ihr auf die Kniee nieder. Es war aber nicht Ernst von Solanges. Frau von Sirey stieß einen Schrei aus, denn sie erkannte in ihm den Zudringlichen vom vorigen Abend; sie faßte sich jedoch gleich wieder und ein leichtes Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie den jungen Mann fragte:

„Wie? Sie sind es? ... Sie haben also den Namen Solanges angenommen?"

„Dieser Name scheint auf Sie die Gewalt eines Talismans auszuüben und ohne denselben würde ich wahrscheinlich jetzt nicht hier vor Ihnen auf den Knieen liegen. Aber wer sagt Ihnen denn, daß es nicht der meinige ist?"

„Sie selbst haben es mir gesagt, indem Sie mir neulich Abend den wirklichen Solanges vorstellten."

„Wenn ich Sie nun damals getäuscht hätte?"

Frau von Sirey heftete ihre blauen Augen fest auf den jungen Mann.

„Nein," sagte sie, „jetzt wollen Sie mich täuschen. Sie können nicht Herr von Solanges sein, da Sie Herr Gustav von Sauvigny sind."

Diese Worte kühlten das Liebesfeuer des jungen Mannes ab wie eine Douche. Er sprang auf und sah Frau von Sirey mit einem Ausdrucke von Bestürzung an.

„Sie wundern sich, daß ich Sie kenne?“ fuhr diese fort; „o ich kann Ihnen noch viel mehr sagen. Sie haben Solanges auf dem Gymnasium von Juilly kennen gelernt, sind von dort in die Kadettenschule eingetreten, und als Sie das Epaulette erlangt hatten, nahmen Sie Ihren Abschied. Dann haben Sie Ihren bisherigen leichtfertigen Lebenswandel begonnen. Sie haben zuerst ...“

„Nein, nein, genug,“ unterbrach sie Gustav, „gehen Sie nicht näher auf dieses Kapitel ein; es ist lang, und ich sehe, daß Sie es kennen. Aber wer sind Sie denn, Madame?“

„Eine Zaubrerin wahrscheinlich. Aber was kümmert Sie dies?“

„O, wie können Sie so fragen! Wissen Sie nicht, daß ich Sie liebe? habe ich es Ihnen nicht gesagt? welchen Beweis verlangen Sie dafür? sprechen Sie!“

„Also deshalb verfolgen Sie mich beständig, sagen mir in den Champs-Elysées die überspanntesten Dinge, bemächtigen sich meines Wagens und dringen endlich ohne meine Erlaubniß, unter einem falschen Namen,

fast mit Gewalt in meine Wohnung! Wenn dies Ihre Methode zu lieben ist, so mache ich Ihnen mein Kompliment darüber.“

„O, ich bitte Sie, Madame, erkennen Sie in dem Uebermaße meiner Thorheit nur das Uebermaß meiner Liebe!“

„Ich erkenne darin nichts als ein Uebermaß von Zudringlichkeit.“

„Jedes Wort, das aus Ihrem Munde kommt, ist kränkend, und ich fange an zu glauben, was mir Solanges gesagt hat.“

„Was hat er Ihnen denn gesagt?“ rief Frau von Sirey mit einer unverkennbaren Regung von Angst.

„Wenn ich nicht fürchten müßte, eine Unschicklichkeit zu begehen, würde ich Ihnen antworten, wie Sie mir geantwortet haben: Was kümmert Sie dies?“

Sauvigny hatte die verwundbare Stelle getroffen und er rächte sich jetzt. Ohne Umstände streckte er sich in den Lehnstuhl, in welchem kurz vorher der Baron von Caussade gesessen hatte, schlug ein Bein über das andere, und erwartete den Feind.

Frau von Sirey sah nun wohl, daß ihre vornehme Geringschätzung dem jungen Manne nicht imponirte; sie sah ein, daß sie seinem feurigen, aber leichtsinnigen Charakter niemals Achtung gebieten und nur

durch Lockmittel Gewalt über ihn erlangen würde. Da sie aber in ihm ein ihren Plänen nützliches Werkzeug gefunden hatte, versuchte sie es, sich den Besitz desselben durch wirksamere Manövres zu sichern.

„Es kann in der That,“ sagte sie, „einer Frau wie mir, welche ganz eingezogen lebt und Niemanden bei sich empfängt, ziemlich gleichgiltig sein, was die Welt von ihr denkt und spricht; aber es giebt gewisse Personen, deren Meinung man gern kennen möchte....“

„Und zu diesen gehört der Vicomte von Solanges?“

„Vielleicht.“

„In diesem Falle muß ich Ihnen ganz aufrichtig sagen, daß das Herz des Vicomte anderwärts sehr beschäftigt ist und daß es meiner Ansicht nach nicht leicht sein dürfte, ihn von dem Wege ohne Ausgang, den er eingeschlagen hat, abzubringen. Seine Meinung von Ihnen aber ist diese: er findet Sie reizend, wunderschön wie die Engel ... Geduld! freuen Sie sich nicht zu früh, die Münze hat auch ihre Kehrseite. Er findet Sie schön, zu schön sogar, aber er glaubt, daß Sie ein gefühlloses Herz haben. ...“

„O, Sie beruhigen mich vollkommen.“

„Erlauben Sie, gefühllos hat er eigentlich nicht gesagt. ...“

„Boshaft vielleicht?“

„Nun ja, so etwas Aehnliches.“

„Um Ihnen zu beweisen, daß er sich irrt, verzeihe ich Ihnen alle Ihre Kränkungen ... hier mein Friedenspfand.“

XVIII.

Mit diesen Worten reichte sie Gustav freundlich lächelnd die Hand, welche dieser an die Lippen zog und küßte.

„Jetzt bin ich überzeugt,“ sagte er, „daß Solanges nicht recht bei Sinnen ist und daß ich die Vernunft selbst bin.“

„Glauben Sie das noch nicht so fest! Wissen Sie denn, wozu Sie eigentlich hierher gekommen sind?“

„Nun, um Sie zu sehen, um mit Ihnen zu sprechen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe.“

„Und jetzt, da Sie mich gesehen, da Sie mit mir gesprochen und mir gesagt haben ...“

„Will ich Sie immer wieder sehen, wieder mit Ihnen sprechen und Ihnen unaufhörlich wiederholen, daß ich Sie ewig lieben werde.“

„Ewig! ... dieses Wort sprechen Sie sehr häufig aus, ohne je danach zu handeln.“

„Ich habe es noch nie ausgesprochen und möchte Ihnen lehren, es zu glauben.“

„Mir? einer Witwe? ... Dazu bin ich schon zu vollständig enttäuscht.“

„Ihren Witwenstand sollen Sie eben aufgeben.“

„Wollen Sie mich etwa heirathen?“

„Mit Ihrer Erlaubniß, Madame.“

„Ja, ohngefähr so, wie Sie hier hereingekommen sind, und wie Sie sich gestern meines Wagens bemächtigt haben.“

„Ich bitte Sie, Madame, diese Thorheiten zu vergessen, oder sich derselben nur zu erinnern, um nach ihnen die Größe meiner Liebe zu ermessen. Von diesem Augenblicke an bin ich nur noch Ihr Sclave, der bereit ist, alle Ihre Wünsche und Launen zu erfüllen.“

„Wir wollen sehen, und um einen Anfang zu machen, werde ich Sie auf die Probe stellen. Zuerst will ich nicht, daß Sie öffentlich mit mir reden. Vor den Augen der Welt sind wir einander völlig fremd, Sie müssen sich stellen, als ob Sie mich noch nie gesehen hätten.“

„Gut, ich bin bereit dazu.“

„Außerdem besuchen Sie mich nicht ohne meine besondere Erlaubniß, ohne daß ich Ihnen den Wunsch zu erkennen gegeben habe, mit Ihnen zu sprechen.“

„Diese Bedingung ist hart; aber ich unterwerfe

mich ihr in der Hoffnung, daß sich dieser Wunsch zuweilen in Ihnen regen wird.“

„Endlich verlange ich das unverbrüchlichste Stillschweigen über unsre gegenwärtige Uebereinkunft, namentlich Herrn von Solanges gegenüber.“

„Hm! dies wird mir schwer werden, denn wir sind Beide gewohnt, einander unsere geheimsten Gedanken mitzutheilen. Doch gleichviel, ich werde, wenn es sein muß, ein Harpokrates werden, um einen freundlichen Blick von Ihnen zu erlangen.“

„Gut. Jetzt geben Sie mir Ihre Adresse ... aber nicht wieder eine falsche!“

„O, wie grausam sind Sie bei all' Ihrer Güte! stets haben Sie ein Epigramm auf den Lippen, das Sie in ein Lächeln einhüllen!“

Gustav nahm eine Karte aus seiner Brieftasche und überreichte sie Frau von Sirey.

„Das läßt sich hören,“ sagte diese, indem sie die spiegelglatte Karte betrachtete. „Gustav von Sauvigny, Rue Blanche Nr. 22 ... Ja, der sind Sie; aber vergessen Sie nicht, auch von mir etwas zu verlangen?“

„Bei Ihnen kann ich Alles vergessen, nur nicht das Verlangen!“

„Ja, Unmögliches verlangen Sie immer, das Nothwendige aber vergessen Sie. Nehmen wir einmal

an, daß der Hausmeister, wenn er Sie die Treppe herunterkommen sieht, Sie fragt, was Sie auf derselben zu suchen haben."

„Das wäre eine sehr einfältige Frage, auf die ich ihm antworten würde, daß ich die Treppe herunterkomme, um fortzugehen, oder noch besser, daß er ein höchst neugieriger Mensch sei."

Diesmal konnte sich Frau von Sirey eines Lächelns nicht enthalten, und sie fürchtete schon, daß die kolossale Unbesonnenheit ihres Anbeters sie die Grenzen d.r Schicklichkeit überschreiten lassen werde. Sie bedurfte ihrer ganzen Geistesgegenwart, um ihre geräuschvolle Heiterkeit zu mäßigen.

Endlich nahm sie ein Album vom Tische, schlug es auf und legte Gustav die erste Seite vor. Dieser las:

„Frau von Sirey! . . . Sie haben Recht, ich kannte Ihren Namen noch nicht, ich war zu sehr mit Ihrer Person beschäftigt, als daß ich hätte daran denken können; jetzt aber ist er mit unverlöschlichen Zügen in mein Gedächtniß eingegraben."

Mit diesen Worten legte er die Hand auf das Herz und empfahl sich dann der jungen Frau.

„Werden Sie mich lange warten lassen?" fragte er.

„Hoffentlich nicht," antwortete sie.

Dieses „hoffentlich nicht" wurde mit einem sonder-

baren Ausdrucke gesagt, der durchaus nichts Zärtliches hatte. Gustav aber nahm die Antwort nach ihrem Wortlaute, ohne sie lange zu commentiren, und man trennte sich, als ob man einander schon seit zwei Jahren kennte.

In dem Augenblicke als Sauvigny die Schwelle wieder überschritt, kam ein Herr aus der obern Etage die Treppe herunter. Dieser Herr hatte eine lebhafte Gesichtsfarbe, einen röthlichen Bart und war mit einer ausgesuchten, aber geschmacklosen Eleganz gekleidet.

Als er Sauvigny bemerkte, blieb er stehen und nachdem er ihn eine Weile aufmerksam betrachtet hatte, rief er aus:

„Wahrhaftig, ich irre mich nicht, es ist Herr von Sauvigny!"

Dieser wendete sich um, lüftete gleichzeitig den Hut und wollte unaufgehalten weiter gehen.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" hob der Andere wieder an.

„Nein, ich muß es gestehen," antwortete Sauvigny. „Ihr Gesicht ist mir zwar nicht fremd, aber ich kann mich nicht entsinnen, wo ich die Ehre gehabt habe, es zu sehen."

„Es war in Baden, vor kaum fünfviertel Jahren."

„In Baden ... ja, das ist möglich."

„Ja, Sie spielten dort sehr häufig und verloren

beständig. Aber Sie bestätigten die Wahrheit des Spruchworts: Wer Unglück hat im Spiele, hat Glück in der Liebe."

„Ja, ja, ich entsinne mich jetzt ... kamen Sie nicht mit einer jungen Dame, Namens Rosalie, in Baden an?"

„Allerdings, mit Rosalien, einer undankbaren kleinen Närrin, die mich verließ, um, wie man sagte, einen Offizier zu begleiten."

„Ganz recht, einen gewesenen Offizier."

„Sie kannten ihn wohl?"

„Ja."

„Das freut mich ungemein, denn ich habe mich seitdem vergebens bemüht, ihn ausfindig zu machen."

„Was wollten Sie denn von ihm?"

„Ich wollte ... ich wollte mich rächen ..."

„Das können Sie leicht haben, mein Herr, denn er steht vor Ihnen."

„Das wäre der Teufel! ... Also Sie waren es? ... Ha, ha, ha! eine köstliche Geschichte!"

Der rothbärtige Herr wollte sich ausschütten vor Lachen.

Gustav sah ihn mit Erstaunen an. Wir wissen, daß auch er in diesem Augenblicke gerade nicht übel gelaunt war, und er hielt es daher für das Beste, in die Heiterkeit des jungen Mannes mit einzustimmen.

„Solche Dinge können nur mir passiren," fuhr Letzterer fort. „Denken Sie sich, nachdem Sie mich von Rosalien befreit hatten — denn unter uns gesagt, war ich froh, daß ich die Kleine los war, da sie es nicht verdiente was sie mich kostete — ging ich nach Spaa. Dort machte ich die Bekanntschaft einer jungen Witwe, die sich Madame Roßburg nannte, ein etwas barbarischer Name für eine so schöne junge Frau. Haben Sie ihn noch nicht gehört?"

„Nein, ich höre ihn jetzt zum ersten Male."

„Ich vermuthe stark, daß es ein angenommener Name war. Es hieß dort, sie sei die Witwe eines russischen Generals und habe ihren wirklichen Namen abgelegt, um sich den zudringlichen Anbetern zu entziehen, die sie sonst belagert haben würden."

„Und was thaten Sie mit dieser Frau?"

„Was soll ich mit ihr gethan haben? ich verliebte mich in sie, und zwar sterblich."

„Das thut mir leid."

„Warum leid? ich kann Sie versichern, daß ich nie glücklicher gewesen bin als während der vierzehn Tage, die ich mit ihr verlebt habe."

„Dann freut es mich."

„Ich hätte mich auch freuen können, wenn mein Glück länger gedauert hätte. Aber siehe da, es hatte

plötzlich ein Ende. . . . Wohin gehen Sie? nach den Boulevards wahrscheinlich?“

„Allerdings.“

„Dann gehen wir zusammen; unterwegs will ich Ihnen die Geschichte erzählen.“

Die beiden jungen Männer verließen zusammen das Haus, und auf der Straße nahm der Rothbärtige ohne Umstände Gustavs Arm.

„Zuerst muß ich Ihnen sagen, mein Theurer, daß ich dieser Frau vierzehn Tage lang mit Eifer den Hof gemacht, und ich darf nicht läugnen, daß sie mich unter den zahlreichen Fremden, die sich damals in Spaa aufhielten, ausgezeichnet hatte. Sie hatte sogar durch einige sehr zärtliche Blicke meine Bewerbungen ermuthigt, hatte sich nach meinen Familienverhältnissen und nach meiner Heimath erkundigt, und ich hatte ihr versprochen, ihr später die gewünschte Auskunft zu geben, die sie nur zu verlangen schien, um ein intimeres Verhältniß mit ihr anzuknüpfen. Der Tag der betreffenden Mittheilungen kam heran.“

„Und dies war ohne Zweifel ein Tag des Glücks und der Wonne für Sie?“

„Ja, ein Tag der Wonne, oder vielmehr ein Abend der Wonne.“

„Ah, es geschah also des Abends?“

„Ja, es war Abends. Ich hatte ihre schöne Hand ergriffen, ihre schönen blonden Locken ...“

„Sie war eine Blondine?“

„Eine köstliche Blondine! ... Also ihre schönen blonden Locken streiften meine Wangen und ich athmete den Duft ihrer Athemzüge ein. Eine ganze Stunde lang erzählte ich ihr von dem Ursprunge meiner Familie, ich sprach von meinen Ahnen ...“

„Ah, Sie haben also Ahnen, mein Herr? ... Wie war doch Ihr werther Name? ich habe ihn leider völlig vergessen.“

„Raimund von Longpré.“

„Ja, ganz recht, Herr Raimund von Longpré; jetzt entsinne ich mich Ihrer vollkommen. Wiss.n Sie wohl, Herr von Longpré, daß Sie in Baden großes Auf ehen machten?“

„O, das war noch nichts gegen mein Glück in den Pariser Zirkeln.“

„Das glaube ich. Aber erzählen Sie Ihre Geschichte weiter, sie interessirt mich außerordentlich.“

„Sie erlauben wohl, daß ich mich kurz fasse?“

„Ich bitte Sie nöthigenfalls darum.“

„Also ich hatte meine ganze Vergangenheit und Gegenwart vor den Augen meiner schönen Geli.bten entrollt.“

„Wie? sie war schon Ihre Geliebte?“

„Nein, nein, ich meine damit nur, daß ich sie liebte. Madame Roßburg, oder vielmehr meine Unbekannte, hatte mich sehr aufmerksam angehört und eine Menge Fragen an mich gerichtet, und sie war seit wenigen Augenblicken sehr nachdenkend geworden. Diesen Moment hielt ich für günstig, um ihr zu Füßen zu fallen.“

„Aber sie stieß Sie zurück?“

„Nein, im Gegentheil, sie ließ es geschehen, daß ich ihre Hände mit Küssen bedeckte, und gestattete meinen Lippen, daß sie ihre Haare berührten. Als ich aber weiter gehen wollte, stand sie plötzlich auf und gab mir ...“

„Eine Ohrfeige?“

„Nein, sondern ein Rendezvous für den folgenden Tag um die nämliche Zeit. — Ich kann mich Ihnen nicht so ohne Weiteres hingeben, sagte sie, ich will, daß Sie mich erst achten lernen ... entfernen Sie sich. — Es war der Todeskampf des Schaamgefühls, es war die Tugend, die sich in den Armen der Liebe wand.“

„Hoffentlich waren Sie doch nicht so gutmüthig, das, was Sie noch den nämlichen Abend thun konnten, auf den folgenden Tag zu verschieben?“

„Sie irren sich, mein Theurer; ich gehorchte und entfernte mich.“

„Dann verdienten Sie eine empfindliche Lection.“

„Die wurde mir auch zu Theil. Als ich mich am folgenden Tage nach Madame Roßburg erkundigte, erhielt ich zur Antwort, daß sie Spaa verlassen habe. Vergebens zerbrach ich mir den Kopf, um mir den Grund ihrer plötzlichen Abreise zu erklären; ich fand keinen, der mir irgend stichhaltig dünkte.“

„Ihre Ahnen werden sie scheu gemacht haben.“

„Nein, ich vermuthe eher, daß ich unter meinen Verwandten oder Freunden vielleicht Jemanden genannt hatte, den sie kannte und gegen den sie einen entschiedenen Widerwillen empfand, denn es fiel mir später ein, daß sich bei einigen von diesen Namen ihre Stirn verfinstert hatte. Doch ist dies am Ende nur eine Muthmaßung.“

„Und seitdem haben Sie Ihre Madame Roßburg nie wieder gesehen?“

„Nein; ich habe sie diesen Sommer in allen französischen und deutschen Bädern gesucht, sie aber nirgends gefunden und nicht einmal von ihr sprechen hören.“

„Sie wird wahrscheinlich gesehen haben, daß bei Ihnen ihre Tugend zu sehr gefährdet war, und sich daher in ein Kloster zurückgezogen haben, um den Versuchungen des Teufels zu entgehen.“

„Das würde mich durchaus nicht wundern.“

„Aber sagen Sie mir doch, kennen Sie denn Je-

manden in dem Hause, wo wir vorhin mit einander zusammentrafen?“

„Ja, eine Dame von seltener Schönheit.“

„Sie sind wohl ein Don Juan?“

„O, dies ist eine ganz solide Bekanntschaft, die sich aus meiner Jugendzeit herschreibt. Es ist mir jedoch gesagt worden, sie sei unwohl und könne daher keine Besuche annehmen. Aber bei wem waren Sie denn im ersten Stock? gewiß auch bei einer jungen Dame? vielleicht sogar bei Rosalien?“

„Nein, gewiß nicht, ich habe Rosalien seit geraumer Zeit nicht gesehen.“

„Sie werden doch mir, einem Freunde, nichts verschweigen? Nehmen Sie sich in Acht, ich will es schon erfahren!“

„Ich kann sagen wie Sie: es ist eine ganz solide Bekanntschaft, eine Dame, bei der ich mich eines Auftrags entledigt habe.“

„Schon gut, wir kennen diese Aufträge.“

„Ich versichere Sie ...“

„Nun, ich glaube Ihnen, da es Ihnen Vergnügen macht, und ich verspreche Ihnen sogar, daß ich nicht weiter mit Fragen in Sie dringen will.“

„Dadurch werden Sie mich sehr verbinden.“

Die beiden jungen Männer hatten den Boulevard erreicht.

„Ich muß Sie jetzt verlassen und hier eintreten,“ sagte Sauvigny zu seinem Begleiter.

„Sie gehen also zu Tische? Es thut mir leid, daß ich heute eingeladen bin, sonst würde ich Sie gebeten haben, daß Sie mir das Vergnügen machen sollten, mit mir zu speisen. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Hier ist meine Adresse ... ich bitte auch um die Ihrige und hoffe, daß wir bald näher mit einander bekannt werden.“

Die Herren von Sauvigny und von Longpré wechselten ihre Karten, drückten einander die Hand und trennten sich.

„Das ist also der Offizier, der mir Rosalien weggefischt hat,“ sagte Herr von Longpré vor sich hin; „gut, daß ich es weiß. O, ich werde mich rächen, mein Guter, und zwar hoffentlich bald! Zuerst will ich nur zu erfahren suchen, wer die Dame ist, die in dem nämlichen Hause wohnt wie Frau von Caussade; dann sprechen wir weiter mit einander, Herr von Sauvigny!“

Unsere Leser haben in Herrn von Longpré gewiß schon den Advocaten Raimund Roger erkannt. Er hatte sich bemüßigt gefunden, seinem Namen den Namen des ehemaligen Rouvray'schen Schlosses beizufügen, seitdem sein Vater es gekauft hatte. Zuerst nannte er sich Roger von Longpré; da aber die analog klingenden

Endungen seiner Ansicht nach keinen angenehmen Effect machten, gewöhnte er sich nach und nach daran, den Familiennamen wegzulassen und nur den Anfangsbuchstaben an dessen Stelle zu setzen. Bald verschwand auch dieser, um auf der Adreßkarte dem Vornamen Platz zu machen. Raimund von Longpré: dies war ein wohlklingender Name von tadelloser aristokratischer Reinheit; mit einem solchen Namen konnte man auf Alles Ansprüche machen und Alles erlangen.

Hätte man sich schon, als man noch einfach Roger hieß, für eine wichtige Person gehalten, so wurde man als Herr von Longpré sogar ein vornehmer Mann.

Herr von Longpré setzte also seinen Weg fort und nahm sich fest vor, sein Möglichstes zu thun, um Herrn von Sauvigny einen ähnlichen Streich zu spielen, wie dieser ihm gespielt hatte.

Sauvigny war inzwischen in's Café Foy eingetreten und hatte hier seinen Freund Ernst von Solanges gefunden, der eben vom Tische aufstehen wollte.

„Nun," sagte Ernst, „diesmal bist Du glücklicher gewesen, wie es scheint? Ich bin jetzt gerade eine volle Stunde hier;" setzte er, nach der Uhr sehend, hinzu. „Also wie war's? hast Du Deine schöne Blondine gefunden?"

„Wer sagt Dir denn, daß sie es war?"

„Ich habe Augen; sie war am Fenster und ich

habe sie wohl gesehen. Du kennst also jetzt ihre Wohnung und hoffentlich auch ihren Namen? Wie heißt sie?"

„Dies ist ein Geheimniß, lieber Freund."

„Ein Geheimniß? Dann ist es etwas Anderes, und da es meines Wissens Dein Erstes dieser Art ist, so will ich es auch Dir nicht entreißen. Wer einen Armen bestehlen könnte, müßte kein Gewissen haben."

„Du hast sehr Recht, denn ich bin in der That entschlossen, es tapfer zu vertheidigen, wie ich es geschworen habe."

„Man hat also diesen Eid von Dir verlangt, wie es scheint. Ich sehe daraus, daß Du heute einen großen Fortschritt im Herzen Deiner Unbekannten gemacht hast."

„Scherze nicht, die Sache ist sehr ernst."

„O, ich bin durchaus nicht zum Scherz aufgelegt, lieber Freund. Ich darf mich indessen auch nicht beklagen, denn Mathilde hat mich nicht vergessen, und sie liebt mich noch. Aber welch' ein sonderbares Zusammentreffen, daß Deine geheimnißvolle Blondine das nämliche Haus bewohnt wie Frau von Caussade!"

„Frau von Caussade? ... Ja, es ist wahr, Du hast mir gesagt, daß sie dort wohnt. Dann war der Herr, dem ich eben begegnet bin, wahrscheinlich bei ihr gewesen."

„Welcher Herr?“

„Kennst Du den Namen?“

Mit diesen Worten reichte Gustav seinem Freunde die Karte Raimund Rogers.

„Raimund von Longpré,“ las Ernst. „Ich kenne Niemanden dieses Namens, der jedoch angenehme und zugleich schmerzliche Erinnerungen in mir weckt. Das Landhaus, welches Mathilde früher mit ihrem Vater bewohnte, hieß auch Longpré. Aber halt, da fällt mir eben ein, daß der Sohn des gegenwärtigen Besitzers von Longpré mit dem Vornamen Raimund heißt. Ja, ja, Raimund Roger hat es für aristokratischer gehalten, sich Raimund von Longpré zu nennen. Eine solche Eitelkeit im Bunde mit größerer Dummheit ist mir wirklich noch nicht vorgekommen! Es ist der Sohn meines Notars.“

„Ist es möglich? und er sprach von seinen Ahnen! Jetzt kann ich mir die eilige Flucht der Madame Roßburg wohl erklären. . . . Kennst Du eine Madame Roßburg?“

„Nein; aber sagtest Du nicht, daß der sogenannte Herr Raimund von Longpré von Frau von Caussade gekommen sei?“

„Ich vermuthe es; er that sehr wichtig.“

„Nun, dies kann mir sehr gleichgiltig sein; seine Anwesenheit in diesem Hause ist ganz natürlich, und

ich bin sehr gütig, daß ich den mindesten Werth darauf lege. Doch sei dem wie ihm wolle, ich kann diesen Menschen nicht ausstehen; Neid und Mißgunst thronen auf seiner Stirn wie die Eitelkeit in seinem Strohkopfe. Woher kennst Du ihn denn?“

„Ich habe ihn in Baden kennen gelernt, wo ich ihm eine Geliebte wegfischte.“

„Ein schöner Freundschaftsdienst! Nimm Dich in Acht, Gustav, dieser Raimund ist Dir etwas schuldig und er wird Dir gewiß einen schlimmen Streich spielen. Ich an Deiner Stelle würde ernstlich besorgt sein.“

In diesem Tone wurde das Gespräch der beiden jungen Männer fortgesetzt, bis Sauvigny sein Mittagsmahl eingenommen hatte. Da es uns nicht weiter interessirt, so brechen wir es hier ab.

Am Abend ging Ernst nach Hause, um seinem vertrauten Bedienten das Billet, das er am Tage geschrieben hatte, zur Besorgung zu übergeben. Wir werden bald sehen, was aus diesem Briefe wurde.

Ende des ersten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

ich bin sehr gütig, daß ich den mindesten Werth darauf lege. Doch sei dem wie ihm wolle, ich kann diesen Menschen nicht ausstehen; Neid und Mißgunst thronen auf seiner Stirn wie die Eitelkeit in seinem Strohkopfe. Woher kennst Du ihn denn?“

„Ich habe ihn in Baden kennen gelernt, wo ich ihm eine Geliebte wegfischte.“

„Ein schöner Freundschaftsdienst! Nimm Dich in Acht, Gustav, dieser Raimund ist Dir etwas schuldig und er wird Dir gewiß einen schlimmen Streich spielen. Ich an Deiner Stelle würde ernstlich besorgt sein.“

In diesem Tone wurde das Gespräch der beiden jungen Männer fortgesetzt, bis Sauvigny sein Mittagsmahl eingenommen hatte. Da es uns nicht weiter interessirt, so brechen wir es hier ab.

Am Abend ging Ernst nach Hause, um seinem vertrauten Bedienten das Billet, das er am Tage geschrieben hatte, zur Besorgung zu übergeben. Wir werden bald sehen, was aus diesem Briefe wurde.

Ende des ersten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Foudras, Théodore von

Die Rächernacht Eine Geschichte unserer Zeit. Vom Marquis [Théodore] v. Foudras. Aus dem Französischen übertragen von Ludwig Fort

Bd.: 1

Grimma und Leipzig 1852